

Javier Zamora

SOLITO

LA HERRADURA,
EL SALVADOR

16. MÄRZ 1999

Reise. Vor rund einem Jahr fingen meine Eltern an, dieses Wort zu benutzen – »eines Tages wirst du eine Reise machen, um bei uns zu sein. Das wird ein Abenteuer. Wie die Reise, auf die Simba geht, bevor er nach Hause zurückkehrt.« Etwa um dieselbe Zeit schickten sie mir zu meinem achten Geburtstag *Aladdin*, *Jurassic Park* und *Der König der Löwen* zusammen mit einem Panasonic-Videorekorder.

»Reise«, sagen sie jetzt, als ich beim Bäcker mit ihnen spreche. Abuelita Neli, Großvater und ich rufen sie immer vom Bäcker aus an – wir haben zu Hause kein Telefon, aber wir haben einen Farbfernseher, einen nagelneuen Kühlschrank und ein Aquarium.

»Javiercito!« Abuelita Neli winkt mir. Sie hat mich schon immer so genannt. Ich glaube, mein Kosenamen, Chepito, erinnert sie zu sehr daran, wie Großvater von allen im Ort genannt wird. Don Chepe.

»Deine Eltern sagen, du wirst bald bei ihnen sein«, sagt Abuelita und lächelt so, dass ich ihre beiden oberen Schneidezähne sehen kann, die mit Gold überzogen sind. Ihre Grübchen graben sich tiefer in ihr rundes Gesicht. Tía Mali, die auch ein rundes Gesicht hat, ist nicht bei uns, weil sie in der Klinik arbeitet. Sie und Abuelita benutzen das Wort in letzter Zeit immer öfter. Reise hier, Reise da. Reise Reise Reise. Ich kann die Reise in meinen Fußsohlen spüren. Ich sehe sie in meinen Träumen.

In manchen Träumen bin ich Superman, oder ich bin Goku und fliege über Felder, Flüsse, über El Salvador, über die vielen Länder, Menschen, Städte, bis nach Kalifornien, zu meinen Eltern. Ich klinge. Sie öffnen ihre schwere Tür, groß und breit, aus dem braunsten Holz gezimmert, und ich laufe zu ihnen. Sie zeigen mir ihr Wohnzimmer. Ihren riesigen Fernseher. Ihren Garten mit einem Swimmingpool, einem Rasen, Obstbäumen, einem Minifußballplatz, einem weißen Zaun. Ich klettere auf ihre *marañón*-Bäume, esse ihre Mangos, spiele in ihrem Garten ...

Jeden Abend, zwischen Beten und Einschlafen, liege ich im Bett und denke an sie. In was für einem Bett schlafen sie? Ist es groß? Ist es ein Wasserbett wie in den Filmen? Sind die Laken weich? Ich stelle mir vor, wie ich mich zwischen sie kuschele. Die gemütlichsten weißen Laken. Mama links von mir, Papa rechts von mir, ein Moskitonetz wie eine schützende Krone über uns.

Jedes Mal, wenn ein Teller zerbricht, wenn ich eine Wimper finde, wenn ich eine Sternschnuppe sehe, wünsche ich mir, mit ihnen zusammen in dem Bett in La USA zu sein, Orangeneis zu essen. Ich erzähle das keinem – wenn ich irgendwem von meinem Wunsch erzähle, geht er nicht in Erfüllung.

Ich habe schlechte Träume *también*. Schlechte Träume, in denen mir schon ein Bart wächst und meine Eltern noch immer nicht hier sind. Schlechte Träume, in denen ich nicht da oben bei ihnen bin – und dreißig Jahre alt werde! Schlechte Träume, in denen mich Piraten jagen oder ich vor einer Schlammlawine weglaufen muss.

»Die schlechten Träume musst du morgens als Erstes erzählen, damit sie nicht in deinem Kopf bleiben. Aber niemals in der Küche, sonst liegen sie dir im Magen. Dann kriegst du Durchfall«, hat Mama mal zu mir gesagt, und ich habe es nie vergessen.

Reise. Ich habe angefangen, das Wort in der Schule zu benutzen. Zuerst habe ich meinen besten Freunden gesagt: »*Fijáte vos*, eines Tages mache ich eine Reise. Wie ein richtiges Versteckspiel.«

In der ersten Klasse war ich der Einzige, der nicht beide Eltern bei sich hatte. Mali sagt, sie sind weggegangen, weil vor meiner Geburt Krieg war und es dann keine Arbeit gab. Jetzt haben auch die meisten meiner Freunde ihren Papa oder ihre Mama nicht mehr hier. Ein paar Glückspilze konnten zu ihren Eltern in La USA. Die meisten sind in riesigen Flugzeugen hingeflogen.

In der Pause stellen meine Freunde und ich uns vor, dass wir unsere erste Peperonipizza wie die Ninja Turtles essen, unsere erste Lasagne wie Garfield, dass wir zu McDonald's gehen, den neuen *Star Wars* in einem Kino mit Klimaanlage gucken, Popcorn mit Butter essen. Ich habe noch nie irgendwas davon probiert außer Pizza von Pizza Hut, und das war letztes Jahr Weihnachten.

»Aber wirst du mich vermissen? Ja oder nein?«, fragen meine Freunde.

»*Puesí*«, sage ich, aber eigentlich weiß ich es nicht.

Ich frage sie, ob sie *mich* vermissen werden. »Ja klar«, sagen sie, weil niemand, der nach La USA gegangen ist, je auch nur mal zu Besuch zurückgekommen ist. Manchmal, wenn wir die Großmutter oder den Großvater von einem, der weggegangen ist, auf der Straße treffen, fragen wir sie, wie es Soundso geht, und sie antworten: »Soundso lässt schön grüßen« – zu mehr reicht die Erinnerung an uns nicht. »*Oh, gracias, doña, gracias, don*. Sagen Sie, wir grüßen zurück.« Aber wir hören nie wieder was von ihnen.

Der Bäcker ist noch hier. Seine Frau und alle seine sechs Kinder *también*. Sie sehen glücklich aus. Ich will das Gleiche, was die Bäcker-Familie hat: alle im selben Zimmer. Alle meine Freunde und ich wollen bei unseren Eltern sein, wo alles neu und frisch ist, wo der Müll von Lastwagen abgeholt wird, wo das Wasser aus silbernen Hähnen kommt, wo es den weißesten Schnee schneit, wo Leute Schneeballschlachten machen und zu Weihnachten echte Tannenbäume fällen – und nicht Baumwollzweige mit weißer Farbe besprühen, wie wir das hier tun.

Weil unsere Eltern nicht hier sind und wir nicht dort, sind der Mai und der Juni immer traurig. Bei den meisten von uns sind es die Großeltern, die in die Schule kommen, um Muttertag und Vatertag zu feiern. Es ist ja nicht so, dass wir sie nicht lieben. Das tun wir. Ich habe Abuelita sehr, sehr lieb. Ich liebe alles, was sie kocht. Die Art, wie mein Gesicht in ihrem lockigen, krausen Haar stecken bleibt, das sie schwarz färbt, ihr kurzes Haar, mit dem sie aussieht wie ein Mikrofon, ihr Haar, das nach Pupusas riecht, wenn sie mich umarmt. Ich liebe ihre beiden Grübchen, wenn sie lächelt. Ihre breite, flache Nase mit dem dunkelbraunen Muttermal in der Mitte, das sie jedes Jahr im Krankenhaus untersuchen lassen muss, um aufzupassen, dass es nicht zu groß wird. Und ich liebe ihre falschen Augenbrauen, die sie sich jeden Morgen als Erstes dünn mit einem Bleistift anmalt.

Ich liebe meine Mama *también*. Meinen Papa hab ich nie kennengelernt – doch, schon, aber ich kann mich nicht an ihn erinnern. Ich war noch keine zwei, als er wegging. Am Telefon klingt er nett. Seine Stimme ist tief und kratzig, aber sie ist trotzdem weich, wie ein flacher Stein, der übers Wasser hüpfte. Ich spreche immer als Zweites mit ihm, nachdem ich mit Mama gesprochen habe. Ich erinnere mich an alles von ihr. Ihre raue Stimme wie eine Welle, die sich überschlägt, wenn sie wütend auf mich war. Ihr Atem wie frisch aufgeschnittene Gurken.

Jetzt spreche ich als Erstes mit ihr, und dann gibt sie den Hörer an Papa weiter. Manchmal bin ich bei Papa so schüchtern, dass Mama mit am Telefon sein muss. Und manchmal flüstert mir Tía Mali zu, was ich in der Woche gemacht habe und ihm erzählen soll.

Alle paar Monate schicken sie Fotos, und auf den Fotos sieht Papa freundlich und stark aus. Ich mag seinen dicken Schnurrbart. Sein dichtes schwarzes Haar. Seine großen Zähne. Die goldene Kette, die er über dem Hemd trägt, seine Muskeln, die sich abzeichnen. Jeder im Ort erzählt mir Geschichten über ihn, aber

ich habe ihn nie wirklich was gefragt, weil ich so schüchtern werde, wenn ich seine Stimme höre.

Jetzt spricht Großvater mit ihnen, flüstert ganz leise ins Telefon, damit ich es nicht höre. Aber ich höre es trotzdem. Ich habe gelauscht. Ich habe gute Ohren. *Richtig* gute. Ich höre ihn flüstern: »Don Dago«, dann irgendwas anderes, das ich nicht verstehen kann, und dann platzt er heraus: »Bis zum Muttertag.«

Don Dago ist der Kojote, der Mama vor vier Jahren nach La USA gebracht hat. Er kommt in letzter Zeit häufiger zu uns nach Hause. Ich kann zwei und zwei zusammenzählen. Ich bin der Klassenbeste. Ich kriege jedes Jahr eine Urkunde, weil ich der beste Schüler bin.

Muttertag. Seit dem Kindergarten lassen die Nonnen uns mit rotem oder blauem Faden *Feliz Día de la Madre* oder *Feliz Día del Padre* auf Taschentücher sticken. Jedes. Jahr. Wieder. Wenigstens ist das *P* einfacher als das *M*. In der zweiten Klasse haben meine Freunde und ich angefangen, stattdessen die Namen unserer Großeltern zu schreiben. Das ist einfacher.

Aber dieser Muttertag wird anders sein. Dieses Jahr werde ich endlich meine Eltern sehen! Dieses Jahr werde ich Mamas Namen auf ein Taschentuch sticken und es ihr überreichen – persönlich.

»Vor dem Sommer ist er da. Er wird nicht so frieren wie du in den Bergen«, versucht Großvater zu flüstern, als wüsste ich nicht, dass sie über mich reden. Ich verberge mein Glücksgefühl, mein Lächeln, aber es ist schwer, im Wohnzimmer des Bäckers nicht herumzurennen. Schwer, nicht die Tische umzuwerfen. Schwer, nicht die vier Blocks nach Hause zu rennen. Schwer, nicht in die Klinik zu rennen, wo Tía Mali arbeitet. Ich weiß nicht, ob ich es schaffe, mir nichts anmerken zu lassen, wenn sie um sechs von der Arbeit kommt. Aber ich schaffe es, ich lasse mir nichts anmerken, ich gehe im selben Tempo wie Abuelita nach Hause, halte ihre Hand. Umklammere sie. Drücke sie, bis unsere beiden Hände schwitzen und der Schweiß sagt: *Es ist so weit. Endlich ist es so weit.*

Tía Mali kommt in unser Zimmer gefegt, durch das Bettlaken, das an einem Draht hängt und uns als Tür dient, und schreit: »Chepito! Chepito! Ich hab grad mit ihnen gesprochen!« Sie wirft die schwarze Handtasche, die Mama ihr vor ein paar Jahren zu Weihnachten geschickt hat, auf das Holzschrankchen neben ihrem Bett.

»Mit wem?«

»Deinen Eltern, *tontito*.« Ich mag es, wenn sie mich so nennt. Das Wort klingt wie Regen, der durch die Löcher in unserem Dach tropft und in Blecheimer fällt, die wir auf dem Boden verteilen, damit das Zimmer nicht überschwemmt wird.

»Sie haben das Datum festgelegt. Den Monat –«

Sie weiß nicht, dass ich Großvater belauscht habe.

»Freu dich! Willst du wissen, wonach sie es festgelegt haben?«

Ich lächele, weil ich es wissen will, aber auch, weil sie es geschafft hat, einen ihrer schwarzen Flamencoschuhe aufzubinden, und sich jetzt mit dem anderen abmüht.

»Eine Kollegin von deiner Mama bei Toys “R” Us hat gemeint, du solltest vor August kommen, damit du Englisch lernen kannst, ehe die Schule anfängt.« Mali setzt sich auf ihr Bett und greift nach der Zitronenhälfte in einer kleinen Plastikschale auf ihrem Schränkchen – die Hälfte, die sie heute Morgen nicht benutzt hat und auf der jetzt Fruchtfliegen hocken. Sie quetscht sich den Saft auf die Füße, trocknet sie dann mit einem Handtuch ab.

»Ist doch komisch, dass die Schule bei den Gringos so spät anfängt, nicht, Chepito?«

Ich schaue hoch zu unserem Dach, blicke dann aus dem Fenster neben meinem Bett. »Wieso fängt die Schule bei denen nicht im Januar an, wie bei uns?«

»*Jaber*«, sagt sie achselzuckend, schlüpft in ihre sauberen Plastiksandalen und geht dann in die Küche, um die ausgequetschte Zitronenhälfte in den Garten zu werfen. Die Bettlakentür flattert hinter ihr, als sie zurück ins Zimmer gelaufen kommt und auf ihr Bett springt.

»Ich schätze, so bist du sechs Monate schlauer als die *gringuitos*.« Sie hängt *ito* an alles dran. »Und am ersten Schultag ist jeder neu.« Sie klopft mit der rechten Hand auf ihre Matratze, das Zeichen für mich, über den kalten Fliesenboden zu ihr zu kommen. Der Geruch von *pata chuca* ist größtenteils verflogen; die Zitrone hat besser geholfen als alles andere, was sie bisher probiert hat. Das Talkumpuder hat nichts gebracht, und das seltsame Gebräu aus Essig, Honig und Eigelb war ein Reinfall und ließ ihre Füße noch mehr stinken.

Dann machen wir unser Ritual, wie jeden Abend, wenn sie von der Arbeit kommt. Ich lege mich neben sie, während sie anfängt, mir *chambre* aus der Klinik erzählt: was für Krankheiten die Patienten haben, ihre Untersuchungsergebnisse, die neuen Dramen zwischen den Ärzten, und wenn es ruhig war, wie sehr sie sich gelangweilt hat.

Wir drücken die Füße an die Wand, die Köpfe fast über der Bettkante. Wir blicken hoch zu den Glasziegeln zwischen den Terrakottaziegeln, mit denen das Dach gedeckt ist. Wir schauen durch das Glas und entdecken die ersten Sterne des Abends, was bedeutet, dass bald Essenszeit ist.

Mali ist erst dreiundzwanzig, aber sie hat gehört, dass es gut gegen »Zel-lu-li-tis« ist, die Füße hoch gegen die Wand zu stemmen. Ich mag das Wort, *Zel-lu-li-tis*. Jede Frau am Pupusa-Stand von Abuelita scheint Angst davor zu haben, als wäre es die Pest. Abuelita hat schon Pupusas vor der Klinik verkauft, als Mama noch ein Kind war. Mama half ihr, Pupusas zu verkaufen. Mali hat das auch getan, bis sie zur Schule ging und später als Sekretärin in der Klinik anfang. Jetzt hilft ihr Tía Lupe – die jüngste der drei Schwestern –, die Pupusas zu machen und zu verkaufen.

Wenn Tía Mali mit dem *chambre* durch ist, beginnt sie, die Füße immer noch über uns an der Wand, von ihren Verehrern zu erzählen. »*Fijáte que*, heute hat mich der Zahnarzt besucht ...«

Ich bin mit den Gedanken woanders und erinnere mich, dass sie heute Morgen wieder mal zu spät gekommen ist. Obwohl es von unserer Haustür nur ein paar Meter bis zur Klinik sind! Meistens vergisst sie den Lippenstift, und ich muss sie dran erinnern. Dann schaut sie auf ihre goldene Casio-Uhr mit dem dünnen schwarzen Armband und kreischt: »*Puya!*«, was bedeutet, dass sie spät dran ist. Sie fegt nach draußen, reißt dabei das Bettlaken fast von dem Draht, an dem es hängt, und weg ist sie, klackert über die Straße, fummelt an ihren Schlüsseln herum, rennt an den Leuten vorbei, die schon Schlange stehen, um die allerersten Patienten des Tages zu sein. Aber nie vergisst sie, mir einen Kuss auf die Stirn zu malen – den ich ein paar Minuten drauflasse, bevor ich ihn abwische.

Wenn Mali das Frühstück vergisst, schickt Abuelita ihr eine in Folie eingepackte Pupusa oder *pan dulce* in einer Papiertüte, und ich muss über die Schotterstraße rüber zu Tía Malis Schreibtisch direkt neben der Eingangstür der Klinik. Wenn ich keine Schule habe, verkaufe ich *horchata*, *ensalada*, *marañón* und *chan*. Ich bin ein guter Verkäufer. Das habe ich gelernt, als ich auf Mamas Schoß saß, während sie den Kunden eine Plastiktüte mit dem bestellten Getränk reichte.

Hin und wieder sagt einer, der am anderen Ende des Ortes beim Pier wohnt, wo auch mein Papa her ist, ich soll »Javierón schön grüßen«. Papa hat verschiedene Spitznamen, und ich weiß nicht genau, was sie bedeuten. Lelota ist besonders knifflig, weil das kein richtiges Wort ist. Dann gibt es so offensichtliche wie Alacrán, aber ich weiß trotzdem nicht, wie er den bekommen hat, und natürlich habe ich nie gefragt.

»Soundso lässt schön grüßen«, sage ich zu Papa am Telefon.

»Grüß schön zurück«, sagt er und fragt, wie viele Zweien oder Einsen ich in der Schule habe und in welchen Fächern. Wenn wir mit der Schule durch sind, geht's um meine Gesundheit, und dann reden wir endlich darüber, was sie letztes Mal geschickt haben, und besprechen, was für neues Spielzeug oder welche An-

ziehsachen ich mir wünsche, wenn sie das nächste Mal ein Paket schicken.

Ganz am Ende unseres Gesprächs, erst dann, wenn wir uns verabschieden, frage ich Papa, wann ich endlich zu ihm kann. Das Gleiche frage ich Mama. Andere Kinder sind längst oben bei ihren Eltern oder stehen kurz vor der Abreise. Mir scheint, dass jeden Monat wieder eins verschwindet.

Eben haben wir noch in der großen Pause Fußball oder Fangen gespielt, und dann, wusch, sind sie einfach weg. Die meisten reisen mit dem Flugzeug ab. Wie? Keine Ahnung. Andere verschwinden in einem Auto, das sie abholt. Sie fahren mit einem Verwandten oder dem Elternteil, der noch hier war. In der Schule erfahren wir es erst hinterher. Sie sind hier und dann nicht mehr. Keiner verrät, dass er geht.

»Bald«, sagen meine Eltern. Immer heißt es »bald«. Aber bald kommt nicht, und ich bin noch immer hier und verkaufe Pupusas an dieselben Leute, denen Mama Pupusas verkauft hat.

»Hab Geduld, Chepito«, sagt Tía Mali jeden zweiten Abend zu mir, wenn ich jammere. Aber diesmal, heute, ist es anders. Nachdem sie mir wieder mal von irgendeinem ihrer Verehrer erzählt hat, dreht sie sich zu mir um, schaut mir in die Augen und sagt: »Du wirst ganz bald da oben sein, *tontito*, ich freu mich so für dich.« Ich glaube ihr.

Wir starren an die Decke. Vielleicht merkt Tía Mali, dass ich aufgeregt bin, denn sie beginnt, mir von Mamas Reise nach Kalifornien zu erzählen. Das ist die einzige Reise in den Norden, die Mali genauer beschrieben wurde. Keiner weiß, wie Papa dorthin gekommen ist. Anscheinend hat Mama es in zwei Wochen geschafft. »Schnell. Sehr schnell«, sagt Mali und durchschneidet die Luft beim Reden mit der Handkante, erhebt ihre normalerweise leise Stimme, um zu betonen, wie schnell.

»Sie hat San Ysidro durchquert, ist über ein *murito* gesprungen und einen Hügel-*ita* hochgelaufen. Dann ist sie in einen Wagen-

ito gestiegen und über eine ganz lange Straße gefahren, die größte Straße, die sie je gesehen hat, vorbei an Los Ángeles, vorbei an San Francisco, nach San Rafael, wo dein Vater auf sie gewartet hat.« Während Mali erzählt, stellt sie die Verben mit den Händen dar. Zwei nach unten gerichtete Finger, die sich vorwärts- und rückwärtsbewegen, bedeuten, Mama rennt. Eine Welle bedeutet, dass Mama springt. Ein Luftlenkrad bedeutet, dass Mama in einem »Wagen-*ito*« fährt.

Ich habe die Geschichte schon tausendmal gehört, aber nie die Einzelheiten. Ich kenne das große Ganze: Sie fuhr los und war nach zwei Wochen da. Sie ist gerannt, sie ist gesprungen, sie hat sich versteckt, sie ist in einem Auto gefahren. »Wer hat sie gefahren? Ich will die Berge *sehen*, die sie runtergerannt ist, die Bäume, die da wachsen. Den Zaun. Ist er gemauert? Aus Stacheldraht? Ist er hoch? Die Straßen, sind sie aus Schotter oder Asphalt? Breit oder schmal? Ich will Einzelheiten, aber ich glaube nicht, dass Mali mehr weiß, als sie mir erzählt hat, und während sie redet, bin ich still. Das ist etwas, das ich an mir selbst nicht mag. Ich bin zu schüchtern. In der Schule machen sich die frechen Kinder über mich lustig, und ich sage nichts. Ich verstecke mich.

Ich weiß, meine Eltern wollten, dass ich warte, bis ich älter bin. Ich hoffe, sie denken nicht noch immer, dass ich zu klein bin. Das bin ich nicht. Ich bin neun Jahre alt, überwinde aber schon ziemlich schnell den Zaun zwischen unserem Haus und dem der Nachbarn. Und der ist aus Stacheldraht. Wenn La Bonita, unser Hund, einen der Leguane, die in unserem Avocado Baum leben, rüber auf Niña Yitas Grundstück jagt, robbe ich unter dem Zaun durch wie sie, oder ich klettere auf einen der Pfähle, um die der Stacheldraht gewickelt ist, und springe auf der anderen Seite runter. Ich habe mich nie verletzt. Nicht den kleinsten Kratzer abbekommen.

»Aber es wird kalt da«, sagt Mali. »Deine Mama sagt, sie ist in

den Hügel-itas krank geworden und war danach noch ein paar Tage krank.«

»Aber jetzt geht's ihr gut«, sage ich. Mali spielt mit ihrem welligen Haar und blickt rauf zum Oberlicht. Sie zieht ihre schwarzen, raupenartigen Augenbrauen hoch, wie sie das immer macht, wenn sie nachdenkt. Sie schweigt eine Weile, also frage ich: »Willst du die neuen Fotos sehen, die Mama geschickt hat?«

»Ja«, sagt sie leise und greift nach dem Album, das schon auf dem Bett liegt, unter ihrem verschwitzten Bein. Ihre Haut klebt an dem grünen Plastikumschlag, der einen Abdruck auf ihrem Oberschenkel hinterlassen hat. Ich werde nicht wütend, es haben ja nicht ihre Stinkefue draufgelegen.

Mama hat das Album zu meinem neunten Geburtstag im Februar geschickt. Mein Lieblingsfoto ist das, auf dem sie als eins der Toys-“R”-Us-Maskottchen verkleidet ist. Nicht die große Giraffe, Geoffrey – das Kostüm ist zu groß für Mama. Sie ist klein, ein bisschen größer als Abuelita, aber kleiner als Mali, die einen Meter sechzig groß ist.

Auf dem Foto steckt Mama in einer kleineren Giraffe, mit einem Ltzchen, auf dem *Baby Gee* steht, und hinter einem durchsichtigen schwarzen Netz ist ihr Gesicht zu erkennen. Ich muss jedes Mal lachen, wenn ich es mir anschau. Es ist s: Mama als kleine Baby-Giraffe.

Auf meinem zweitliebsten Foto guckt Mama in einem viel zu großen blauen Polohemd (vielleicht Papas) in die Kamera, und im Hintergrund ist die Golden Gate Bridge. Das ist eine riesige Brücke, *die gröſste Brücke, die je gebaut wurde*, hat Mama hinten auf das Foto geschrieben. Das erzähle ich meinen Freunden in der Schule.

Ich liebe Mamas schwarzes, glattes Haar. Den Pony, den sie früher vor dem Spiegel hier mit Haarspray in Form gesprüht hat, und das macht sie da oben immer noch. Ich liebe es, wenn ihr Haar im Wind flattert, wie auf dem Foto, und der Pony wie fest-

gefroren ist. Sie lächelt. Mama lächelt nie so, dass man ihre Zähne sieht, sondern sie neigt ihr herzförmiges Gesicht immer ein wenig nach rechts, wie um gleich ein Geheimnis zu erfahren.

»Siehst du, da oben ist es toll«, sage ich zu Mali und zeige auf die Berge hinter der Golden Gate Bridge. Ihr rundes Gesicht widerspricht mir nicht.

»Bald werde ich über diese Brücke gehen«, sage ich lauter, als hätte ich gerade ein Tor geschossen. Ich zeige auf die dicken roten Pfeiler der Brücke. »Ich schick dir ein Foto von da, so eins wie das hier.«

»Ja, bitte, Chepito, vergiss mich nicht, versprochen? «

Das könnte ich nie.

17. MÄRZ 1999

Mama und Papa haben beschlossen, Don Dago zu nehmen, der unseren Fischerort zwei- bis dreimal im Jahr besucht. Unser Ort ist nicht San Salvador oder auch nur Zacatecoluca. Es führt ein Weg hinein und einer hinaus: eine mit Schlaglöchern übersäte Asphaltstraße, die am Pier endet, wo die Fischer Stunden vor Sonnenaufgang rausfahren und gegen Mittag zurückkommen, um den Tagesfang zu versteigern. Im Winter, wenn es unentwegt regnet, sind die Asphaltstraße wie auch die einzige andere Straße im Ort (die kleinere Schotterstraße, an der wir wohnen) überschwemmt. Im ganzen Ort steht das Wasser ein paar Zentimeter hoch, und Mali und ich gehen bis zur Straße, wo wir von Abuelitas überflutetem Pupusa-Stand aus Papierboote fahren lassen. Wir basteln sie aus alten Schulheften oder alten Zeitungen, und ich schreibe mit schwarzem Filzstift das Datum drauf. Manchmal gebe ich ihnen komische Namen wie Mumra oder Bulma. Oder ich gebe ihnen die Vornamen meiner Eltern.

Niemand weiß, wann Don Dago das nächste Mal kommt, aber wenn er auftaucht, was er verlässlich tut, spricht sich das schnell herum, und jeder weiß, wo er zu finden ist: in Doña Argentinas *cantina*. Dort trinkt er ein eiskaltes Suprema und raucht Marlboros, einen gläsernen Aschenbecher neben sich. Die Leute stehen Schlange, um zu fragen, ob und zu welchem Preis er nach Waching-tón liefert, nach Jius-tón, nach San Francisco. Ob er Kinder liefert, ob er Frauen oder Männer liefert, die älter sind als er, ob er das Leben von uns allen verändern kann. Don Dago hat das Leben von Mama verändert. Mali sagt, sie ist weggegangen, weil es keine Arbeit gab. Papa ist wegen »der Politik« weggegangen. »La USA ist sicherer, reicher, und es gibt da so viele Jobs«, haben Mali und Abuelita mir erzählt.

Don Dago sitzt auf einem weißen Plastikstuhl neben dem weißen Plastiktisch vor der *cantina*. Dieselbe *cantina*, zu der ich gerannt bin, wenn Großvater was zu Hause trinken wollte. Ich kaufte immer das Übliche, eine Flasche El Muñeco, dann lief ich die fünf Blocks zurück nach Hause und brachte sie ihm. Wenn er die erste Flasche leer hatte, lief ich wieder zur *cantina* und holte ihm noch eine. So ging das weiter, bis Großvater in der Hängematte wegdöste. Das Wechselgeld durfte ich behalten und steckte es in meine Super-Mario-Spardose, die ich erst knackte, als meine Eltern letztes Jahr sagten, sie hätten nicht genug Geld, um mich zu sich zu holen. Abuelita weinte, als ich ihr erzählte, warum ich die Spardose aufgebrochen hatte. Ich weinte, weil sie weinte und weil sie mir erzählte, mein Erspartes würde nicht reichen.

Großvater hörte mit dem Trinken auf, als Mama wegging, und Don Dago hat schon Leute aus unserem Ort weggebracht, bevor er Mama wegbrachte, aber als ich jetzt an Don Dago auf seinem weißen Plastikstuhl vorbeigehe, zieht er an seiner Zigarette und winkt mir zu. Neben ihm steht immer ein kleiner weißer Ventilator, den Doña Argentina an seinen Tisch bringt. Ein leuchtend

oranges Verlängerungskabel schlängelt sich bis zur nächsten Steckdose in der *cantina*. Der Ventilator ist wie ein gehorsamer Hund, darauf dressiert, den Schweiß abzulecken, der durch Don Dagos ordentlich gebügeltes Polohemd dringt, das aufgeknöpft ist, um ein wenig von seiner grauen Brustbehaarung zu zeigen. Ich will auch mal so Haare auf der Brust haben: fast lockig, fast weiß wie Salz, wie der Bart von Santa Claus in der Coca-Cola-Werbung.

An seiner linken Hand: eine goldene Uhr. Auf der Brust: drei goldene Ketten, eine ganz dünn, die beiden anderen jeweils etwas dicker. Schwarze Lederschuhe passend zu seinem schwarzen Ledergürtel. Seine Kleidung macht deutlich, dass er nicht aus La Herradura ist, nicht mal aus El Salvador. Er sieht eher aus wie die *rancheros* in mexikanischen Serien, nur dass er keinen Sombrero trägt; eine Baseballkappe bedeckt seine kahle Stelle, und schwarz gefärbtes Haar steht an den Seiten ab.

Der überraschendste Teil seines Outfits, der Teil, der nicht zu dem *ranchero* passt, ist Don Dagos kleine schwarze Bauchtasche aus Leder. Darin hat er seine Marlboros, Bic-Feuerzeug, Bic-Kugelschreiber, Sonnenbrille, Chiclets-Kaugummis – alles bis auf den kleinen braunen Notizblock, der immer in seiner Gesäßtasche steckt. Sein Notizblock ist das Hilfsmittel, das er einsetzt, um die Spannung zu erhöhen, wenn die Leute ihm Fragen stellen wie »Don Dago, *disculpe*, wie viel nach Kalifornien?«.

»Welche Stadt? Die Tarife sind unterschiedlich«, antwortet er und nimmt einen Schluck von seinem Suprema.

»Los Ángeles«, habe ich sie sagen hören, als hätten sie Angst vor ihm.

»Geschlecht? Alter der Person?«

Diese paar Informationen reichen Don Dago. Dann rutscht er auf seinem Stuhl ein Stückchen nach vorn, hebt die linke Pobacke an und greift nach dem Notizblock. Er klappt ihn auf wie ein Springmesser, und innen auf dem Deckel stehen Zahlen, die nur

er versteht. Manche sind durchgestrichen. Und seine einzige Regel, die jeder im Ort kennt, lautet: *keine Verhandlungen*.

»Nicht mein Tarif. Ich kann ihn nicht ändern«, sagt er und zeigt den Kunden seine zum Himmel geöffneten Handflächen, nachdem er auf die Zahlen gewiesen hat, Zigarette in der Hand.

»Ich kann ihn nicht ändern«, wiederholt er, wenn sie ihm all die Gründe nennen, warum ihr Kind, ihr Bruder, sie selbst das Land verlassen müssen. Großvater sagt, es sind überwiegend arme Leute, oft noch ärmere als wir, die Don Dago brauchen, ihn sich aber nicht leisten können. Ich habe zufällig mitbekommen, wie Abuelita gesagt hat, dass die Gewalt jetzt zunimmt, also brauchen immer mehr Menschen Kojoten. Erst letzten Oktober wurde Papel-con-Caca im Morgengrauen vor unserem Haus erschossen. »Weil er Tätowierungen hatte«, sagte Großvater. Er war einer von den »Bösen«, ein »*marero*«, sagen die Leute jetzt, aber er hat mich auf seinem Fahrrad mitgenommen, wann immer er die Gelegenheit dazu hatte. Dann wurde Pedro im November auf dem Markt erschossen. Und letztes Jahr an Weihnachten erschoss Don Guayo jemanden vor seiner Apotheke, floh dann nach La USA. Don Dago interessiert sich nicht für die Gründe. Er wiederholt bloß, dass er den Preis nicht ändern kann, jedes Mal mit einem Lächeln, sodass die Kunden seine vollkommen geraden Zähne sehen, groß und ein bisschen gelb verfärbt.

Don Dago hat wahrscheinlich nicht gelogen, als er Großvater erklärte: »Ich bin bloß eine Perle in einer langen Perlenkette, Don Chepe.« Wir waren zu Hause, als er das zweite Mal vorbeikam. Großvater und Don Dago saßen auf Plastikstühlen unter den Mangobäumen im Garten. »Wir alle müssen essen«, fuhr er fort. Ich spielte zwischen den *marañón*-Bäumen neben den Mangos. Seit meinem achten Geburtstag besuchte Don Dago uns jedes Mal, wenn er herkam. Davor war er nur ein einziges Mal bei uns gewesen.

Ich erinnere mich noch an das erste Mal. Das war kurz nach meinem siebten Geburtstag, nachdem ich zweimal in der US-Botschaft gewesen war, um ein Visum zu beantragen, und klar wurde, dass eine Ausreise mit dem Flugzeug nicht möglich wäre. Don Dago sah mich an und verkündete: »Er ist zu jung.« Er war so groß. Größer als Großvater, und beide hatten sie ihre Polohemden in ihre Bluejeans gesteckt. Kaum war Don Dago gegangen, sagte Großvater: »Anscheinend hat der *coyote de mierda* eine ›Keiner unter zehn‹-Regel.« Großvater war stinksauer. Sein Gesicht läuft rosa an und die Adern in seinen Schläfen treten hervor, wenn er sauer ist. Ich war traurig. Ich musste wieder mal warten.

»Aber *ese cerote* wird ihn trotzdem mitnehmen, wenn die Zeit reif ist«, sagte Großvater.

Niemand ist gegenüber Großvater respektlos. Die Leute haben Angst vor ihm. Mali sagt, das liegt daran, dass Großvater beim Militär war und immer noch eine Pistole besitzt. Ich glaube, es liegt daran, dass er richtig gut mit seiner Machete umgehen kann, und wenn einer versucht, unsere Bananen, Mangos oder Orangen zu stehlen, verjagt Großvater die Diebe und schießt mit einer Schleuder auf sie. Ob Kinder oder Erwachsene, spielt keine Rolle. Die älteren Brüder meiner Freunde haben Angst, meine Freunde haben Angst, sogar die Hunde gehen Großvater aus dem Weg. Ich habe ein bisschen Angst vor ihm *también*.

Ich hoffe, Don Dago hat seine Regel geändert. Dass ich noch neun bin, wird mich nicht davon abhalten, diesen Mai meine Eltern zu sehen. Don Dago ist »der beste Kojote an der mittleren Küste von El Salvador«, habe ich Leute am Pupusa-Stand sagen hören, und das bedeutet, dass er teuer ist.

Mali sagt, er habe meinen Großeltern versprochen, dass Mama auf Straßen fährt, Busse nimmt, sich vielleicht in einem Kofferraum versteckt, sich vielleicht in einem Anhänger versteckt, dann einen Hügel hochläuft, in ein Auto steigt und es so zu Papa schafft. Und Don Dago hat Wort gehalten. Er hat Mama den ganzen Weg

begleitet. »Er ist ein guter Kojote«, sagen alle. Zwei Wochen hat es gedauert. Sehr schnell. Sehr sicher.

Die Erwachsenen erzählen mir nicht viel. Tía Mali ist die Einzige, aus der ich irgendwelche Informationen herauskriege, aber manchmal weiß selbst sie nicht, was vor sich geht.

»Wir sparen, wir haben es fast geschafft, du wirst bald bei uns sein«, haben mir meine Eltern immer wieder am Telefon oder in Briefen versichert. Ich weiß, dass meine Eltern sparen, aber ich kenne die genaue Zahl nicht. Ich denke mir eine aus und schreibe sie oben auf jede Seite meiner Hausaufgaben. Ich klappe meinen Notizblock genauso auf, wie Don Dago es macht, wie ein Springmesser, und schreibe die ausgedachte Zahl direkt unter das Datum ganz oben links auf der Seite.

20. MÄRZ 1999

Ich liege in Malis Bett, während sie darauf wartet, dass ihre Freundin sie zum Tanz am Pier abholt. Es ist der vorletzte Samstag vor der *Semana Santa*, und in der Stadt wird bereits gefeiert. Mali ist in ihrem Ausgekleid: schwarz mit glänzenden Perlen am Saum und einem Halsausschnitt, bei dem der obere Teil ihres Rückens zu sehen ist. Ihre schwarzen Stöckelschuhe stehen neben dem Bett, ihre Beine stecken in schwarzen Leggings. Die Zitrone wurde bereits aufgetragen und mit einem Handtuch abgewischt, die Fersen mit Parfüm besprüht.

Ich mag es, wenn sie ihr dichtes schwarzes Haar noch extra kräuselt. Es ist schon kraus, aber wenn sie ein bisschen Schaumfestiger und Haarspray benutzt, ist es *richtig* kraus. Den Mund hat sie sich mit ihrem Lieblingslippenstift geschminkt – nicht mit dem pfirsich- oder hellrosafarbenen, den sie bei der Arbeit trägt. Der hier ist rot, aber nicht zu rot. Sie will auf gar keinen Fall wie eine *bruja* aussehen, deshalb mustert sie sich jedes Mal im Spiegel,

bevor sie das Haus zur Arbeit oder zu einer Party verlässt, und fragt mich: »Seh ich aus wie eine *brujita*?«

Diesmal sieht sie nicht so aus. Ich mag dieses Rot, rot wie das Rot, das ich durch meine Handfläche sehe, wenn ich sie auf eine brennende Taschenlampe drücke. Das mache ich oft auf dem Weg zu unserem Außenklo, wenn ich nachts pinkeln muss. Ich sehe gern das Blut, das durch mich hindurchfließt, dadrin gefangen ist.

»Der Zahnarzt ist zudringlich. Er trinkt. Ich will ihm nicht in die Arme laufen«, sagt Mali gerade genervt, die Raupenaugenbrauen zusammengezogen, was ihre Stirnfalten zum Vorschein bringt.

Ich halte durch das Oberlicht nach Sternen Ausschau und bekomme nur halb mit, was Mali sagt.

»Deine Mama hat ihre Reise schnell hinter sich gebracht. Zügig. Es war ein *mojado*-Express erster Klasse«, sagt sie lachend. Jetzt hat sie meine volle Aufmerksamkeit. »Dir wird nichts passieren. Da mach ich mir keine Sorgen, Chepito.«

Mali redet weiter, sagt, Mama habe gleich angerufen, nachdem sie die Grenze überquert hatte. Ich mag das Wort: *cruzó*. Ich kann ein Kruzifix sehen. Vielleicht besteht der Zaun aus lauter kleinen Kreuzen.

»Deine Mama hat Wasser aus Viehtränken getrunken, aber es ging ihr gut«, sagt sie. Sie trägt jetzt Mascara auf und biegt sich die Wimpern. Wenn Mali *Viehtränken* sagt, stelle ich mir Mama als Kuh vor, dann als Pferd, dann in ihrem Giraffenkostüm, wie sie sich hinkniet und dreckiges Wasser trinkt.

»Ich bin bald wieder da, *mijo*, ich komme wieder, versprochen«, sagte Mama vor vier Jahren in genau diesem Zimmer. Das Zimmer war hellblau, die Wände dunkel, die Sonne ging gerade auf, Licht fiel auf die Wipfel der weiß-rosa Myrtenbäume vor dem Fenster neben dem Bett, das ich mit ihr teilte.

Ich hatte die Augen halb geschlossen, aber ich weiß noch, dass Mama mir einen Kuss oben auf den Kopf gab, dann auf beide Wangen. Sie malte mir mit einem Finger ein Kreuz auf die Stirn

und flüsterte etwas vor sich hin. Dann kniete sie sich neben das Bett, schaute mir direkt in die Augen und sagte: »*Te quiero mucho*.«

Ich bereue, dass ich nicht für Mama aufgewacht bin. Ich schaute ihr gerne dabei zu, wie sie sich zurechtmachte, wenn sie ausging. Deshalb sehe ich Mali gerne dabei zu, wie sie Make-up aufträgt, sich die Augenbrauen nachzieht, die Lippen schminkt, die mit Mascara getuschten Wimpern biegt. Schon Wochen vor ihrer Abreise sagte Mama, dass sie für eine Weile fortgehen würde, aber sie sagte mir nicht, wann und für wie lange. Ich war gerade fünf geworden. Als sie ein paar Sekunden lang in der Tür stehen blieb, schloss ich die Augen und schlief wieder ein.

»Erinnerst du dich an Roberto?«, fragt Mali.

Zunächst war nicht geplant, dass ich mit Don Dago fortgehe. Vor zwei Jahren versuchten meine Eltern, mich mit dem Flugzeug zu sich kommen zu lassen. Es gibt einen anderen Kojoten, der befördert keine Menschen, sondern Briefe, Videos und Lebensmittel von hier nach La USA. Er heißt Don Leo, und er bringt auch Sachen hierher: die ein oder zwei Kartons pro Jahr mit Legos, Klamotten, Videorekordern, Toastern und so weiter. Das mit dem Flugzeug war Don Leos Idee. Großmutter sprach ihn darauf an, nachdem Jeffrey – mein älterer Freund und Nachbar – auf die Art nach La USA abgereist war. Offenbar hatte Jeffreys Familie rumerzählt, er habe ein Visum bekommen, aber Mali meint, in Wahrheit habe er das von jemand anderem benutzt.

Don Leo kannte wen, der einen Sohn ungefähr in meinem Alter hatte. Ich prägte mir Geburtstag, Geburtsort, Nachnamen und so weiter von dem Jungen ein und bekam sogar einen Haarschnitt, damit ich so aussah wie er – Roberto. Ich sehe nicht aus wie Roberto, ich bin dunkler, deshalb schlug Roberto senior vor, dass ich wochenlang nicht draußen spielen sollte. Ich ging nicht mal zur Schule ohne Regenschirm.

»Roberto hat achthundert Dollar-*itos* bekommen, um die Kosten zu decken«, verrät Mali, während sie sich das Gesicht pudert.

»Dann waren noch mal fünfzehnhundert vorgesehen, falls du den Pass bekommen hättest, und noch mal fünfzehnhundert, wenn du bei deiner Mutter angekommen wärst«, fährt sie in demselben sanften Ton fort, als hätte sie mir das schon einmal erzählt, aber das hat sie nie.

Ich weiß noch, wie ich alle Einzelheiten meines neuen Lebens als Roberto junior auswendig lernte. Meine Eltern kannten viele Kinder, die auf diese Weise nach La USA gelangt waren. Ich, der falsche Roberto junior, würde ein Flugzeug nehmen, in La USA aussteigen und den Pass mit der Post zurück an Don Leo schicken, der jemanden am Flughafen kennt, der ihn für den echten Roberto junior abstempeln würde. Wie ein Geist, der das Flugzeug zurück nach Hause nimmt.

»Ich hab dir beim Üben geholfen, weißt du noch?«, sagt Mali und dreht sich zu mir um, fertig geschminkt. »Wie seh ich aus?« Wenn sie unsicher ist, wird ihre Stimme leiser. So ist das auch jeden Morgen, wenn sie mir die Frage stellt.

»*Bonita*«, sage ich. Das ist unser Standardwitz, weil mein Hund so heißt, aber sie weiß, dass ich finde, sie sieht schön aus.

Meine Antworten für die Befragung übten wir hier auf diesem Bett. Als die Gringa hinter der Panzerglasscheibe in der Botschaft mir die vielen Fragen stellte, geriet ich nicht ins Stocken. Ich war stolz darauf, die Lady zu täuschen. Ich fühlte mich wie James Bond oder *La Usurpadora*. Aber dann wandte sich die Gringa an Roberto senior und fragte: »Sir, ist das Ihr Sohn?«

Sie fragte das ganz sanft, kein bisschen bedrohlich, mit einem schönen Akzent, so wie die Gringos in mexikanischen Filmen spanisch sprechen. Meinem Scheinvater brach der Schweiß auf der Stirn und unter den Armen aus; vorn auf seinem Hemd bildete sich ein großer dunkler Fleck.

»Ist das Ihr Sohn?«, wiederholte die Gringa eindringlicher und beugte sich näher an die Scheibe.

Roberto senior sah mich an, seine hellbraunen Augen schielten

beinahe. Sein Gesicht war zur Seite geneigt, als würde er sich bereits entschuldigen. Ich schaute auf die Flagge von La USA hinter dem hellbraunen Haar der Gringa. Ich zählte die Sterne. Die Hand von Roberto senior zog mich von der Panzerglasscheibe weg, über die Linoleumfliesen, durch die Glastür, vorbei an den Wachleuten, durch das Drehkreuz, auf die Straße.

Ich war traurig, aber ich weinte nicht. Das tat ich erst, als ich nach Hause kam und Abuelita umarmte. Dann Mali. Sie umarmten mich gleichzeitig. »Keine Sorge, alles wird gut, bald bist du bei ihnen«, sagten sie und hoben mich hoch, sodass meine Beine herabbaumelten.

»La Migra – du weißt schon, die bösen *gringuitos* – hat deine Mama nicht geschnappt«, sagt Mali, die jetzt neben mir liegt, die Arme um mich, ihr steifes Haar an meinem Gesicht. Sie hat mit dem Haarspray übertrieben.

»Deine Mama sagt, sie weiß nicht, wie sie sich in der Nacht so gut verbergen konnte.« Ich stelle mir vor, wie Mama ganz in Schwarz gekleidet zu einem Baum läuft, dann zu einem Busch, sich jeder Form anpasst. »Oh, und sie hat zum ersten Mal Schnee gesehen, als sie über die Grenze ist. Schnee!« Ihr ganzes Gesicht wird runder, wenn sie lächelt, ihre großen Augen noch größer. »Ich will auch Schnee sehen, wie du, oder?«

»Ja klar«, sage ich. Ich will einen Schneeball machen wie in den Filmen. Mama hat das 1995 gemacht, als ich fünf war. Meine Befragung in der US-Botschaft war 1997. Und davor, 1996, haben Mali und ich versucht, ein Visum zu bekommen – ein richtiges Visum, aber die US-Botschaft hat Nein gesagt, wie sie schon bei Mama Nein gesagt hatte. Eine viel gemeinere Gringa sagte: »Keiner von euch bekommt ein Visum. Der Nächste!«

Jetzt haben wir 1999. Ich bin neun, und ich möchte mit Mama kuscheln. Ich bin traurig, wenn ich an Roberto denke. Mali sieht traurig aus, weil niemand kommt, um mit ihr tanzen zu gehen.

»Jetzt hab ich mir ganz umsonst die Haare gemacht«, sagt Mali.

»Mach dir nichts draus.« Ich schnappe mir das übergroße knallorange T-Shirt, das sie zum Schlafen anzieht. Mama hat es ihr mit Don Leo aus Kalifornien geschickt. In dem Shirt sieht Mali wie eine Möhre aus. Es steht irgendwas auf Englisch drauf, das wir nicht verstehen, bloß das Wort *love* kennen wir.

Mali gibt die Hoffnung auf und zieht das Shirt an. Wir stemmen die Beine gegen die unebene Wand. Wir zählen die Sterne durch das Oberlicht, das Großvater in der Mitte der Zimmerdecke eingebaut hat, und denken uns zu jedem Stern eine Geschichte aus. Ich taufe immer zuerst einen nach Mama: Patricia.

23. MÄRZ 1999

Mama vertraut Don Dago. Papa vertraut ihm. Großvater. Abuelita.

»Dieser *viejo* ist ein *rabo verde*, ein verdammter *pícaro*, aber weißt du was, er hat nie was Schlimmes gemacht, außer mal einen Hintern zu betatschen«, sagt La Chele Gloria – die Obstverkäuferin auf der anderen Straßenseite, bei der ich herumlungere, wenn Abuelita an ihrem Stand Feierabend macht – mit ihrer lauten Megafonstimme, während ihre Hände ständig in Bewegung sind: Obst schneiden, in die Schürze tauchen, um Wechselgeld herauszugeben.

»Liefert die Frauen immer sicher ab«, fährt sie fort. »*Mirá*, ich sehe, ich höre *alles, bicho*.« Sie fährt mit der Hand durch die Luft, um Fliegen davon abzuhalten, sich auf ihrem Korb mit Ananas-, Wassermelonen-, Gurken-, Mango- und Orangenscheiben niederzulassen. »Ich weiß, dass du sicher da ankommen wirst.«

»Wo?«, frage ich, obwohl ich weiß, was sie mit »da« meint.

»Da drüben, *cerotito*, mit den Brücken, Pizzas, Swimmingpools – bild dir bloß nicht ein, du wärst ein Gringo.« Sie grinst und zeigt alle ihre schiefen Zähne. Ihre Falten weiten sich, wenn sie grinst. »Vergiss mich bloß nicht, *cerotito*.« Bei jedem ande-

ren, der mich so nennt, würde ich wütend werden, aber wenn La Chele Gloria das macht, bedeutet das, dass sie dich mag.

Abuelita kann La Chele Glorias große Klappe nicht leiden und ermahnt mich, nicht zu viel über Mama und Papa zu reden, darüber, dass ich weggehe. »Wenn du ihr A erzählst, ist es morgen J, am nächsten Tag P, und irgendwann kommt es als Z zu dir zurück«, warnt sie Mali, Lupe und mich jedes Mal, wenn wir mit den Obsttüten von La Chele Gloria zurückkommen. Aber ich liebe ihre Geschichten. Die sind laut, voller Lachen, und jedes zweite Wort ist ein schlimmes Wort.

»*Vos, bicho*, du wirst noch genug schlimme Wörter hören, *hijueputa*«, sagt La Chele Gloria. Mir gefällt, dass sie den ersten Teil des Wortes schnell ausspricht und die ersten beiden Silben zu einer einzigen vernuschelt. *Hijue* wird zu *jue*. Dann betont sie das *pu* mit einem ploppenden Geräusch, landet auf dem *ta* und zieht das *ahhhh* in die Länge: *jue-pú-tahhhh*.

Das sagt sie jetzt zu mir, als ich eine Tüte Gurkenscheiben mit Alguashte, Salz und Limette kaufe. »Sonst noch was, *jueputa*?«

Ich schüttele den Kopf.

»He. *Vos. Cerote. Schschttt*.« Sie versucht, einen anderen Kunden auf sich aufmerksam zu machen, der den Kopf schüttelt, weil La Chele Gloria in meinem Beisein flucht. Sie erzeugt das Geräusch, indem sie den Kiefer anspannt, sich auf die Zähne beißt, dann etwas Spucke sammelt und die Zunge an die Zähne schiebt, einen Kussmund macht. Während sie das sagt, nickt sie. Alle machen das so, aber bei ihr ist es übertrieben, als würde sie bei einer Talentshow auftreten.

»*Vos. Schschttt. No te hagas el maje, cerote*«, sagt sie zu dem Typen, einem Stammkunden, und alle lachen. Sie hat ein donnern-des Lachen, das die Luft erfüllt, den Boden erschüttert, mir den Bauch kitzelt, und deshalb kaufe ich jeden Tag bei La Chele Gloria Obst. Nicht weil sie das beste Obst hat, sondern weil ihre Freude ansteckend ist. Außerdem weiß sie wirklich alles. Sie war

es, die mir als Erste *die* Geschichte von dem Tag erzählte, an dem Papa nach La USA ging.

»*Bicho, cerote, mirá*, du warst klein, so klein.« Sie hält die flache Hand waagerecht über den Boden, wie man das bei Tieren macht.

»Bei Menschen geht das anders«, korrigiere ich sie und führe ihr vor, wie man die Größe eines Menschen richtig anzeigt, halte die Hand aufrecht, die Finger zum Himmel gerichtet.

»*Mirá este hijo de gran puuuta*«, sagt sie und sieht den Fremden an. »Glaubst du etwa, du bist was Besseres als ich, *cerotito*? Hab Respekt vor den Älteren! Diese verdammten Nonnen bringen euch einen Scheiß bei!« Sie sagt das so laut, dass alle vor der Klinik zu ihr hinschauen, bevor sie ein Lachen ausstößt, das kilometerweit zu hören ist. Ihr Lachen erfasst den ganzen Block, überzieht ihn mit ihrem dicken, feuchten, schiefen Lächeln.

»Du warst so verdammt klein«, erzählt sie weiter, »dein Papa wollte nicht weg, aber, du weißt ja, der Krieg. Gefährlich. Wir dachten, er geht nie zu Ende. Und die *mierda* hat ja auch nicht aufgehört«, sagt sie und zeigt mit ihrem Messer auf die Ananas, der sie gerade die Augen ausschneidet. »Es war im Morgenrauen, und deine Mutter muss geschlafen haben. Vielleicht hat sie nicht gewusst, dass er geht, so ein Arschloch ist er nämlich, er wollte kein großes Tamtam.«

Sie schneidet die Ananas in Scheiben, gelber Saft benetzt ihre Hände.

»Er hat keinem was gesagt. Aber er hat sich von deinem Großvater verabschiedet. Dann ist er los, da lang, nur mit seinem Rucksack.« La Chele Gloria deutet mit gespitzten Lippen, nickt in die Richtung meines Zuhauses.

Nachdem ich die Geschichte das erste Mal gehört hatte, fragte ich Mama. Sie bestätigte, dass Papa durch unser Maisfeld gegangen ist, zur Asphaltstraße, zur Bushaltestelle unter dem größten Kapokbaum im Ort.

»Dann bist du hinter ihm her. Kein Mensch hat dich gesehen«, sagt La Chele Gloria, die jetzt die Ananasscheiben in Stücke schneidet, damit sie in eine Plastiktüte passen. »Ich weiß noch, dass deine Mama aufgewacht ist, als die Sonne gerade über den Vulkanen aufging. Ich war dabei, meinen Stand aufzumachen. Sie hat geschrien. Vielleicht hat sie gedacht, dein Papa hätte dich mitgenommen. Dann hat deine Abuelita geschrien. Deine Tanten haben geschrien. Dein Großvater. Sie haben geschrien: ›*El niño, el niño*, er ist verschwunden, Hilfe, Hilfe!‹ Alle sind komplett durchgedreht. Ich hab gedacht, dein Vater hat dich *wirklich* mitgenommen. Aber dann ist mir klar geworden, dass *ese pendejo* das nicht machen würde. Du hattest gerade erst laufen gelernt. Ich hab alles stehen und liegen lassen und hab geholfen, dich zu suchen, *cerote*.

Ein paar von uns haben auf eurem Grundstück gesucht, andere sind diese Scheißschotterstraße rauf und runter. Wir haben in der Klinik gesucht. Dann, endlich, hat Memo der Mechaniker gerufen, dass er dich auf der anderen Straße gefunden hat, also sind wir alle über das Feld gerannt.« La Chele Gloria, die jetzt ihre zweite Ananas klein schneidet, hält mit dem Messer in der Luft inne. Zeigt damit auf mich. »Du hast auf den Wurzeln von dem Kapokbaum gegessen, mit verschränkten Armen, und hast drauf gewartet, dass der Bus zurückkommt. Du musst eine Stunde gewartet haben. Ich seh immer noch den kahlen Baum vor mir, voll mit den wolligen Schoten. Viele schon aufgeplatzt. Das weiße Zeug überall in der Luft. Und *uffff*, deine Mama. Ach, deine kleine Mama, ich erinnere mich an ihr Gesicht, ganz schrumpelig wie eine Pflaume.« La Chele Gloria zeigt mit dem Messer auf ihr kurzes, lockiges dunkelblondes Haar, um zu signalisieren, dass sie ein tadelloses Gedächtnis hat. »Deine Mama konnte nicht anders, sie hat dir ordentlich den Hintern versohlt. Aber erst nachdem sie dich umarmt hatte. Ich hätte dir auch den Hintern versohlt. *Bicho requetependejo, cerotón*. Deine arme Mama, wir mussten sie davon abhalten, dich noch mehr zu schlagen.«

Bis auf den letzten Teil höre ich die Geschichte immer wieder gern. Eine Version davon ist mir von so vielen Leuten erzählt worden, aber La Chele Gloria erzählt sie am besten. Die Krankenschwestern, die Ärzte, die *tamalera*, La Belleza (meine Lieblingsäuerin, die nach dem Mittagessen bei uns vorbeikommt, um sich Wasser geben zu lassen), fast alle Händler auf dem Markt. Sogar der Priester hat die Geschichte gehört. Das gefällt mir, es ist, als wäre ich berühmt.

»Du wolltest immer bei ihnen sein«, fährt La Chele Gloria fort, während sie Stücke der zweiten Ananas in Plastikbeutel stopft. »Irgendwann kommst du dahin, *bicho pasmado*. Aber rei dich verdammt noch mal zusammen und werd erwachsen, bevor du gehst, *ponete las pilas. Avivá! Buzo! Trucha!*«

Ich bin nicht so dumm oder klein, wie sie glaubt. Aber ich habe meine Lektion gelernt. Ich korrigiere sie nicht. Stattdessen nicke ich und nehme mein Obst und gehe rber zu Abuelitas Stand. Don Dago hat versprochen, dass meine Reise sicherer wird als die von Mama. Ich bin fast zehn. Fast in der fünften Klasse. Es ist Mitte März, und bald ist Muttertag. Die Frage ist nicht, *ob* Don Dago mich mitnimmt, sondern *wann*.

31. MÄRZ 1999

Ich gehe seit der Vorschule auf die *Escuela Parroquial* Fray Cosme Spessotto. Früher hat Mama mich zu Fu oder auf ihrem Fahrrad hingebrat. Jetzt bringen Abuelita oder Großvater mich hin. Meistens Großvater. Wir reden nicht viel, während wir nebeneinander hergehen. Wenn wir am schwarzen Eisentor der Schule ankommen, zeigt Großvater auf meine Schuhe und holt sein Taschentuch hervor, damit ich den Staub abputze. Manchmal steckt er mir das Hemd in die Hose oder, wenn es nichts zu beanstanden gibt, wischt er mir über die Schultern.

»Du musst immer wie geleckert aussehen«, sagt er jedes Mal zum Abschied. Er mag diesen Ausdruck »wie geleckert«. Er lächelt und schaut mir nach, wie ich durchs Schultor gehe. Jedes Mal, wenn er aus irgendeinem Grund das Haus verlassen muss, wienert Großvater seine Stiefel, bügelt Hose und Hemd, rasiert sich, kämmt sein Haar mit Öl und badet förmlich in Rasierwasser. Jede Bügelfalte ist da, wo sie sein soll. Er krönt den Look mit seinem sauberen Taschentuch, das er ebenfalls bügelt und in eine seiner Gesäßtaschen steckt. In die andere kommt sein schwarzer Plastikkamm.

Aber zu Hause trägt er immer dieselbe Jeans, keinen Gürtel, alte Sandalen, und falls er überhaupt ein T-Shirt trägt, dann ein altes weißes in XL mit dem Aufdruck *Sherwin-Williams*. Die bekommt er im Baumarkt, wenn er Farbe kauft.

»Alter Fettsack«, sagt Abuelita oder, mein Lieblingsausdruck: »alter Stinker«, wenn er im Garten Laub harkt, alte Blätter aus den Bananenpflanzen schneidet.

Großvater sammelt diese T-Shirts, so wie er die kostenlosen Kalender von den Geschäften sammelt, in denen er seine Dezember-Einkäufe erledigt. Er stapelt die Kalender in seinem Zimmer neben dem Stapel gefalteter T-Shirts, und ab Mai fängt er an, sie als Brennmaterial für seine Nachmittagsfeuer zu verwenden, wenn er Laub oder den tagsüber angefallenen Müll verbrennt.

Ich gehe zu ihm nach draußen, wenn er Sachen verbrennt. Ich beobachte gern, wie verschiedene Materialien Feuer fangen. Am besten finde ich Plastik, aber den Geruch kann ich nicht ausstehen. Es brennt langsam, wird zuerst schwarz, schmilzt dann ein bisschen. Manchmal werden die Flammen mattgrün oder leuchtend blau. Ich mag das. Aber wenn Großvater sieht, dass ich zucke, gibt er mir irgendeine Aufgabe: Ich sammle die trockenen Außenschalen von Kokosnüssen. Wenn die Kokosnüsse reif sind, fällt der Teil von ihnen ab. Sie fühlen sich ganz ledrig an. Ich sammle sie unter den Palmen ein, zum Anzünden der Müll-

haufen. Ich mag das Geräusch, wenn sie Feuer fangen, wie eine Zündschnur, die sich zum Pulver frisst.

Großvater ist jetzt da draußen und verbrennt Müll, aber ich schaukele gern mit Mali in der Hängematte. Zur Schule gehen, zur Kirche gehen, zum Friseur gehen und Müll verbrennen: Das ist die einzige Zeit, die ich mit Großvater verbringe. Er ist schweigsam. In seiner Nähe bin ich schüchtern. Obwohl er nicht mehr trinkt, seit Mama fort ist, habe ich Angst, dass er wieder so wird wie früher und Abuelita anschreit, Mali schlägt, mit seiner Pistole in die Luft schießt. Aber zu mir ist er immer nett gewesen. Wenn er mich zur Schule bringt, gibt er mir Geld, einen Colón oder auch mal zwei, damit ich mir was kaufen kann. »Nur, falls du es brauchst«, sagt er und grinst.

Er lässt mich an meiner katholischen Schule voller Nonnen zurück. Die meisten sind aus Spanien, aber einige auch aus Costa Rica und Nicaragua. Alle haben helle Haut, und sie lächeln nie. Sie schlagen die meisten Kinder mit den geknoteten weißen Stricken, die sie um ihren Habit gebunden haben, oder mit Meterstäben aus Holz. In der ersten Klasse wäre ich auch einmal fast geschlagen worden, weil ich zu viele Telenovelas geguckt hatte und Margarita fragte, ob sie meine Freundin werden will.

»Wie geht's Margarita? Ist sie schon deine *noviecita*?«, fragt Mali, während sie mir mit einem abgeschnittenen Stück Aloe über die Haut reibt, die sich schlimm pellt, seit wir gestern am Strand waren. Dann bringt sie die Hängematte ins Schwingen, damit die klebrige Flüssigkeit schön kühlt.

»Sie redet noch immer nicht mit mir«, antworte ich kurz und knapp. Ich mag es nicht, wenn Mali nach Margarita fragt, deshalb frage ich sie auch möglichst nicht nach ihren Verehrern. Die Nonnen haben meine Großeltern und Margaritas Mama angerufen, um ihnen zu sagen, dass ich »zu jung für Freundinnen« sei. *Ich bin zu jung für die Liebe*, schrieb ich nach dem Unterricht hundertmal an die Tafel, das erste und einzige Mal, dass ich nachsitzen musste.

»Wie geht es ihr?«, fragt Mali wieder. »Du wirst rot«, neckt sie.
»Weißt du noch, als ich gut in Grammatik war?«, wechsele ich das Thema.

»Du bist immer noch gut in Grammatik, Chepito«, sagt sie und stößt sich mit ihren viel längeren Beinen vom Boden ab, damit wir höher schwingen. »Das Grammatikass.« Mein Spitzname in der Schule. »Du hast dem Präsidenten die Hand geschüttelt, *tontito!*«, sagt sie begeistert und stolz.

Das war in der zweiten Klasse, beim Grammatikwettbewerb, der alle zwei Jahre stattfindet. Sämtliche Schulen in El Salvador nehmen daran teil. Zuerst wird ein regionaler Wettbewerb abgehalten, dann einer in den Departamentos, bei dem die Sieger aus allen Municipios von unserem Departamento La Paz um einen Platz auf nationaler Ebene kämpfen. El Salvador hat vierzehn Departamentos, also schaffen es vierzehn Zweitklässler ins Finale. Ich war der Zweitklässler, der für La Paz antrat. Ich! Ich bekam eine Medaille, und meine Eltern haben gebeten, dass ich sie ihnen mit Don Leo zuschicke. Ich war der Erste in der Geschichte meiner Schule, der es so weit gebracht hat.

»Du warst im Fernsehen! Weißt du noch? Wir haben auf allen Sendern geguckt, und da warst du«, sagt Mali aufgeregt, das runde Gesicht verschwitzt, lächelnd.

Es gab keinen Bericht über mich speziell, bloß eine kurze Reportage über den Wettbewerb und eine Aufnahme von allen, die teilgenommen hatten, so schnell, dass ich mich in der Menge gar nicht entdecken konnte. Mein einziger Beweis, dass ich da war, ist ein Foto, das Mutter Oberin von mir machte, als ich unserem Präsidenten Armando Calderón Sol die Hand schüttelte.

An den Wochenenden davor ging ich zur Schule, um täglich sechs Stunden lang Grammatik zu üben. Wir hatten einen Monat Zeit, um uns auf den Landeswettbewerb vorzubereiten, der in dem schicksten Hotel stattfand, das ich je gesehen habe: El Hotel Inter-Continental.

Am Tag des Wettbewerbs war Großvater der Einzige, der mich begleiten konnte. Abuelita, Mali und Lupe mussten arbeiten. Mutter Oberin holte uns in ihrem kleinen weißen Honda ab. Im Hotel gab es Berge von Essen, aber ich bekam nichts runter. Abuelita hatte mir ein großes Frühstück gemacht, und außerdem war ich nervös. Abuelita und Großvater essen mit den Händen. Ich esse mit den Händen. Was würden die Preisrichter denken? Beurteilten sie auch, wie wir aßen? Mutter Oberin benutzte Messer und Gabel. Großvater schaufelte Rührei mit dem *pan francés* in der Hand vom Teller in den Mund. Ich saß bloß da, schaute ihnen beim Essen zu, ging im Kopf die Grammatikregeln durch, die mir noch immer am meisten Probleme bereiteten: jedes Wort, das auf *-aje* endet, immer mit *j*, nicht mit *g*. Wie in *salvaje*, *ropaje*, *abordaje*, *masaje*.

Als wir aufgerufen wurden, in den Ballsaal zu gehen, wo die vierzehn Zweitklässler den Test machen sollten, ging Großvater vor mir in die Knie und sagte: »Gib dein Bestes, wir glauben an dich.«

Ich wusste, dass mit »wir« auch meine Eltern gemeint waren, die am Tag vorher angerufen hatten, um mir Glück zu wünschen. Ich wollte sie nicht enttäuschen. Ich wollte meine Schule nicht enttäuschen. Meinen Heimatort. Platz eins bekam tausend Colones, außerdem eine ganze Sammlung Lexika für sich persönlich und für seine Schule. Platz zwei bekam fünfhundert Colones und die gleichen Bücher. Platz drei bekam nur die Bücher. Ich wollte mehr als bloß die Teilnehmermedaille.

Bei den Wettbewerben zuvor hatte ich Spaß gehabt, hatte die Lösungen zu finden versucht, aber dieses Mal hatten Mali und ich uns zuvor vergeblich um das Visum bemüht, hatte ich mich als Roberto junior ausgegeben. Ich musste immerzu an die Preise denken. Dass meine Eltern vielleicht sehen würden, wie klug und bereit ich war, bei ihnen zu sein.

Ich kam nicht mal unter die ersten drei. Sie sagten nicht, wie tief unten ich von den vierzehn war, aber ich hatte das Gefühl, Aller-

letzter geworden zu sein. Ich wusste gleich, als ich mich hinsetzte, dass ich verlor. Es war kalt. Die Klimaanlage lief auf Hochtouren. Mein Verstand funktionierte nicht. Ich ließ viele Fragen offen.

»Du hast dein Bestes gegeben, wir sind so stolz auf dich«, sagt Mali jetzt zu mir. Ich kann den Müll riechen, der im Garten brennt. Ich denke an die Medaille, daran, dass ich sie zusammen mit meinen Lieblingsspielsachen verwahrt habe und sie jetzt Don Leo geben muss, damit er sie meinen Eltern bringt.

»Ich liebe diese *medallita*, weißt du? Deshalb ist das für die Nonnen ein Sieg gewesen«, sagt sie. Das Foto, auf dem ich dem Präsidenten die Hand schüttelte, hängt eingerahmt im Büro von Mutter Oberin. Sie haben mich schon für den Grammatikwettbewerb in diesem Jahr angemeldet – aber ich will nicht noch hier sein, wenn der stattfindet.

»Du kannst ein Lieblingsschüler deiner *gringuito*-Lehrer werden«, sagt Mali.

Das habe ich auch vor. Ich hoffe, die Kinder da oben machen sich nicht lustig über mich wie die Kinder hier. Die nennen mich Streber. Sogar meine Freunde. Sie machen sich über mich lustig, weil ich schlau bin, aber auch, weil ich pummelig bin. Ich habe gerade angefangen, viel Fußball zu spielen, Fangen zu spielen. Ich will nicht mehr, dass sie sich über mein Aussehen lustig machen. Dass sie mir gegen die Brust schnippen, weil ich »Möpsse habe«. Dass sie mich »*niña, niña*« nennen, wenn ich mein Hemd ausziehe.

Dass ich schlau bin, dafür kann ich nichts. Ich will, dass meine Eltern stolz auf mich sind. Wenn ich für eine Aufgabe keine Eins kriege, werde ich traurig. Außerdem werden Jahrgangsbeste vom Schulgeld befreit und bekommen auch die Bücher im nächsten Jahr umsonst. Margarita hat jedes zweite Jahr den zweiten Platz gemacht. Sie ist vom Schulgeld befreit, muss aber Bücher kaufen. Deshalb mag ich sie. Sie ist schlau.

Dennoch schicken meine Eltern Geld, und Mali kauft mir damit Yoplait, Kellogg's Frosted Flakes und mein Lieblingsobst:

Erdbeeren. Das alles gibt es hier bei uns nicht, deshalb fahren wir ein-, zweimal im Monat mit dem Bus nach Zacatecoluca oder San Salvador und gehen in einem Súper Selectos einkaufen.

»Du bist das schlaueste Kind, das ich kenne, Chepito«, sagt Mali lächelnd. »Die Arbeit deiner Mama hat sich bezahlt gemacht«, womit sie den »Nachmittagsunterricht« meint, den Mama mir gab. Sie hatte dafür sogar eine Schultafel gekauft, kaum dass ich ein Stück Kreide halten konnte.

Die Schultafel ist jetzt in dem Spalt zwischen dem Kopfteil meines Bettes und der Wand verstaut. Ich hasse das Ding noch immer. Ich musste damit vorne auf der Veranda sitzen, damit mich die Leute sehen konnten, die auf der Straße vorbeikamen. Mama schlug mich, wenn ich aufstand, bevor ich eine ihrer Aufgaben fertig hatte. Sie schlug mich, wenn ich zu viele Fehler machte. Sie schlug mich, wenn ich nicht tat, was sie wollte. Es war schrecklich. Aber ich konnte das ganze Alphabet früher schreiben als irgendein anderes Kind in der Vorschule.

Als Mama weg war, versuchte Mali, das beizubehalten. Wir saßen hier auf unserer Veranda vor der Tafel. Manchmal machen wir das noch immer, wenn ich etwas nicht verstanden habe. Aber Mali hat mich nie geschlagen. Auch Abuelita und Großvater haben mich nie geschlagen. Ich höre auf sie. Ich habe auf Mama gehört *también*, aber sie war ungeduldig.

Alle in der Stadt erzählen mir, wie klug meine Eltern sind. Sie haben sich jedes Jahr als Klassenbeste abgewechselt. Beide Platz eins. Mali sagt: »War ja klar, dass du wie sie wirst.« Das hoffe ich doch. »Sie sind so stolz auf dich«, fährt sie fort, während sie der Hängematte Schwung gibt, und ich hoffe, das sind sie. Unser Wellensittich zwitschert die ganze Zeit.

Ich will meine Eltern oder Mali oder Abuelita oder Großvater oder Lupe nicht enttäuschen. Ich will besser sein als die Gringos, will jedes Jahr da drüben in La USA Klassenbester werden.

Abuelita gibt an ihrem Pupusa-Stand ständig mit mir an. Groß-

vater *también*. »Er hat dem Präsidenten die Hand geschüttelt. Haben Sie schon mal dem Präsidenten die Hand geschüttelt?«, fragt Großvater den Friseur jedes Mal, wenn wir bei ihm sind.

»Die armen Nonnen werden dich vermissen«, sagt Mali.

Daran hab ich noch gar nicht gedacht. Die Nonnen wissen nicht, dass ich beim Landeswettbewerb nicht dabei sein werde. Ich frage mich, ob sie etwas ahnen.

»Alles wird gut, Chepito«, sagt Mali, die das wiederholt, was ich gerade gedacht habe. Die Aloe ist trocken. Meine Haut brennt noch ein bisschen, aber nicht mehr so schlimm.

»Machen wir uns fertig fürs Abendessen«, sagt sie, drückt mir einen Kuss auf die Stirn, wie Mama das immer gemacht hat, und steigt vorsichtig aus der Hängematte, damit ich nicht zu stark schaukele, wenn sie aufsteht.

I. APRIL 1999

Großvater geht wortlos neben mir her. Es ist ein schwülheißen *Jueves Santo*. Heute ist der Tag, an dem die »Römer« mit ihren falschen Speeren, den mit Farbe besprühten Rüstungen, roten Röcken und Pappsandalen von Haus zu Haus ziehen und laut schreien, dass sie nach Jesús suchen. Jesús wird meistens von einem Trunkenbold mit langem Bart und langen Haaren gespielt, der ein paar Colones gebrauchen kann.

Ich bin alt genug, um zu wissen, dass es nicht der echte Jesús ist, aber ich mag den Klang der *matracas*: Holzkästchen, die mit Schrauben, Nägeln, Schlüsseln, Unterlegscheiben gefüllt sind. Wenn die Römer die *matracas* drehen, klingt das, als kämen tausend Züge angerollt. Die Römer suchen als Erstes in der Gegend am Pier nach Jesús; langsam ziehen sie durch den Ort, betreten Häuser, klopfen mit ihren Speeren auf den Boden, drehen ihre *matracas*, fragen Kinder, ob sie Jesucristo versteckt haben.

Es ist früher Morgen, deshalb sind die Straßen still. Alle ruhen noch, der *paletero* läutet seine Glocken nicht, La Chele Gloria wird ihren Obststand nicht aufbauen, die Trinker betteln nicht um Kleingeld, nicht mal die Hunde laufen draußen herum, weil es schon sehr heiß und schwül ist.

Das Schultor ist aufgeschlossen worden, nur für Großvater und mich. Wir gehen zum Büro von Mutter Oberin im vorderen Teil der Schule. Ihre Tür ist ebenfalls unverschlossen, und als wir sie öffnen, erwartet sie uns in einem wuchtigen Ledersessel hinter ihrem Holzschreibtisch. An die Wand ist ein goldenes Kruzifix genagelt, und zwischen gerahmten Fotos von Spanien hängen Rosenkränze aus Holz- und Glasperlen.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragt Mutter Oberin mit ihrer ernstesten Stimme. Sie sieht Großvater direkt in die Augen, als sie das sagt. Ich bleibe stehen.

Großvater wischt sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, dann sagt er: »*Disculpe la molestía*, Madre, vor allem am heutigen Tag.«

»Keine Ursache, Don Chepe«, antwortet sie mit einem schwachen Lächeln in den Winkeln ihrer schmalen Lippen. »Für Javiercito tue ich alles.«

»Wir möchten fragen, ob Sie meinem Enkel die Erlaubnis erteilen könnten, eine Woche in der Schule zu fehlen«, sagt Großvater schnell, aber bestimmt. Ich stelle mir vor, dass er Polizisten so Befehle erteilt hat, als er selbst einer war.

»Oh«, sagt sie und gleitet mit ihrem Ledersessel vom Schreibtisch weg. Als die Rollen stoppen, sagt sie: »Aber er hat nie auch nur einen Schultag gefehlt.« Sie rollt in Richtung Ventilator, als sie bemerkt, dass Großvater und ich schwitzen.

»Nun ja, ich habe dafür gesorgt, dass er wirklich jeden Tag zur Schule geht«, erklärt Großvater. Dabei stammelt er anfangs leicht, fängt sich aber mitten im Satz und beendet ihn voller Selbstvertrauen. Er beugt sich zu Mutter Oberin vor, flüstert fast: »Ich habe

ihn wie meinen eigenen Sohn erzogen. Er ist pünktlich wie ich. Folgsam.«

Sie fällt ihm ins Wort. »Einer unserer Allerbesten ...«

»Deshalb sind wir hier, aus Respekt vor *Ihnen*. Wir würden ihn nicht ungefragt eine Woche lang die Schule versäumen lassen.«

»Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen, Don Chepe.« Sie beugt sich näher zu Großvater, die Arme auf den Sessellehnen.

»Keine Ursache.« Großvater lächelt sie an.

»Wenn ich fragen darf«, sagt sie, »warum wird er eine ganze Woche fehlen?« Ihr Blick ist auf Großvater gerichtet, der gleiche Blick, den sie und andere Nonnen aufsetzen, wenn sie dich mit ihren geknoteten Stricken schlagen wollen.

Ich habe gesehen, wie Großvater geprobt hat, was er sagen will. Er will es richtig machen. Ich weiß, er hat ein schlechtes Gewissen, weil er eine Frau des Glaubens anlügt, aber jemand auf dem Markt hat ihn gewarnt, Jesuitennonnen wären bekannt dafür, dass sie die Polizei verständigten, wenn ihre Schüler versuchen, die Grenze nach Guatemala zu überqueren.

Großvater holt tief Luft, hält inne. »Nun ja, Madre«, sagt er. Hält wieder inne. Redet weiter: »Letztes Jahr haben wir Chepito nicht an dem Ausflug in den Zoo in Guatemala-Stadt teilnehmen lassen, weil seine Mama geträumt hat, er wäre verloren gegangen.«

»Ich erinnere mich«, sagt sie und nickt bedächtig. Dabei wird die Oberseite ihres dunkelbraunen Schleiers sichtbar, wodurch sie wie ein Pinguin aussieht.

»Wir haben das ernst genommen und ihn nicht mitfahren lassen.«

»Vorahnungen sind zu respektieren. Gott sendet uns immer Zeichen.« Sie legt ihre Hände auf den Schreibtisch, eine über die andere.

»Er hat schrecklich geweint. Sie wissen ja, wie sehr Chepito Tiere liebt.« Großvater wird langsamer, als er »Tiere« sagt. Zieht

das Wort in die Länge. Er sieht mich an, für mich das Zeichen, traurig dreinzuschauen, was ich tue, indem ich auf die Fliesen vor meinen Schuhen blicke.

»Natürlich.« Sie nickt, zeigt wieder die Oberseite ihres Pinguinkopfes.

»Seiner Mutter hat das so leidgetan, dass sie uns Geld geschickt hat, damit wir doch noch mit ihm nach Guatemala fahren. Ich habe dort Freunde aus meiner Zeit beim Militär.«

Mutter Oberin honoriert seinen Militärdienst, indem sie die Lippen zusammenpresst und den Kopf senkt, die Andeutung eines Nickens.

Großvater fährt fort: »Wir können ein paar Tage bei meinen Freunden wohnen. Ich hoffe, Sie verstehen das, Madre.«

»Oh, ich verstehe. Nun gut. Einverstanden«, sagt sie und schiebt nach: »Ich sehe da kein Problem. Javiercito, ich wünsche dir eine schöne Reise.« Mit starrem Blick steht sie aus ihrem Ledersessel auf, schüttelt Großvater die Hand, tippt mir auf den Kopf und begleitet uns zur Tür. »Geht mit Gott«, sagt sie, als sie die Tür öffnet. »Gott segne euch.« Wir gehen an ihr vorbei.

Auf dem Flur vor ihrem Büro ruft sie meinen Namen. Ich drehe mich um, und sie sagt: »Javiercito. Ich schlage vor, du bittest deine Lehrer, dir deine Hausaufgaben mitzugeben. Du willst doch nicht deinen ersten Platz verlieren.« Sie lächelt wieder, bewegt dabei nur leicht ihre schmalen Lippen, ohne dass Zähne zum Vorschein kommen.

Großvater lacht, aber ich finde es nicht lustig. Was ist, wenn ich es nicht schaffe und zurückkommen muss und dann in der Schule im Rückstand bin? Meine Familie würde für die Schule bezahlen müssen. Ich würde nicht bei meinen Eltern sein. Nein. Ich reiße mich zusammen, während Großvater das Schultor öffnet und hinter uns schließt. Die *matracas* sind noch nicht unterwegs. Es ist schwül und heißer als bei unserer Ankunft im Büro von Mutter Oberin.

Großvater holt sein Taschentuch hervor und wischt sich übers Gesicht. Er grinst. Er ist stolz, dass Mutter Oberin uns die Lügen abgekauft hat. Es stimmt, Mama wollte mich nicht mit meiner Klasse nach Guatemala fahren lassen, weil sie geträumt hatte, dass mich ein Gorilla aus meiner Gruppe entführt. Ich war total wütend auf sie. In dem Zoo in San Salvador gibt es gar keine Gorillas, bloß Klammeraffen. Ich würde so gern mal einen Gorilla sehen. Aber abgesehen davon war alles andere gelogen. Wenn ich lüge, fühle ich mich cool. Ich hoffe, dass Mutter Oberin keinen Verdacht schöpft, dass sie nicht die Polizei ruft. Meine Großeltern haben erzählt, nachdem ich es zum Landeswettbewerb geschafft hatte, habe Mutter Oberin gesagt, dass El Salvador Kinder wie mich braucht, dass Menschen wie ich dieses Land besser machen werden, dass es eine Schande wäre, sollte ich jemals fortgehen, wie es einige Kinder ihrer Schule bereits getan haben.

Als wir nach Hause kommen, sind keine *matracas* zu hören, und als wir das Tor öffnen, das Großvater aus Stacheldraht und Stöcken gebaut hat, sehen wir Don Dago auf unserer Veranda. Er hat mich schon einmal so überrascht. Da kam ich von der Schule nach Hause, und er bat mich, den Mund zu öffnen. Er entdeckte im vorletzten Backenzahn rechts unten ein Loch, von dem ich nichts wusste.

»Lassen Sie das behandeln, Don Chepe, so kann ich ihn nicht mitnehmen«, sagte er zu Großvater. Bei der Gelegenheit lernte Mali Daniel den Zahnarzt kennen – einen ihrer Verehrer.

Wir begrüßen ihn. Don Dago begrüßt Großvater.

»Möchten Sie *pepetos*?«, fragt Großvater.

»Unbedingt!« Das antwortet Don Dago immer, wenn ihm Obst angeboten wird.

Großvater, Abuelita, Mali und Lupe, die mit meiner fünf Jahre alten Cousine Julia zu Besuch ist, gehen vom Tor in den Garten,

angeführt von Abuelita. *Unbedingt* ist das Signal für Großvater, den langen Bambusstock mit einem Netz daran zu nehmen, um die reifen Mangos zu pflücken, ohne dass sie zu Boden fallen.

»*Gracias*, Don Chepe.« Don Dago tut so, als wüsste er nicht, dass meine Großeltern ihm bei jedem seiner Besuche als Erstes Obst anbieten.

»Wie geht's dir, Junge?«, fragt er mich.

»*Bien, señor*«, antworte ich und versuche, nicht schüchtern zu wirken, um ihm zu zeigen, dass ich älter bin und ein Gespräch führen kann. Aber ich bin schüchtern. Ich traue ihm nicht.

»Sind deine Zähne in Ordnung?«, fragt er im Tonfall eines Kripobeamten. Dann packt er plötzlich mit seinen dicken Fingern mein Kinn und sagt: »Mund auf.«

Er dreht meinen Kopf so, dass er die obere Reihe sehen kann. Er nickt mehrmals zustimmend. Sein Schnurrbart geht rauf und runter wie eine Raupe.

»Gut«, sagt Don Dago. »Unterhalten wir uns drinnen, Don Chepe.« Und alle folgen ihm bis auf Lupe, Julia und mich, die unter den Bäumen bleiben.

Lupe ist neunzehn und jünger als Mali. Sie hat Julia mit vierzehn bekommen. Es stört sie nicht, als ich mich unter das Fenster zur Küche schleiche, wo die Erwachsenen reden. Wenn ich mich auf die Zehenspitzen stelle, kann ich ihre Lippen sehen. Sie flüstern. Großvater lächelt Don Dago an, sagt irgendwas über meine Schulaufgaben und eine gute Idee.

Don Dago erwähnt einen schwarzen Rucksack – aber mein Ninja-Turtle-Rucksack ist knallgrün: Raphael, Donatello, Leonardo und Miguel Ángel schwingen ihre Waffen, erstarrt in einer Plastikfläche am Tragegriff. Ihre Waffen sind hervorgehoben, deshalb habe ich mir den Rucksack zusammen mit Mali in San Salvador ausgesucht.

Don Dago schüttelt den Kopf und sagt zu Großvater: »Nein.« Wiederholt es. Sie reden hin und her. Abuelita fragt etwas, das ich

nicht verstehe, weil sie kleiner ist und ich ihre Lippen nicht sehen kann. Don Dago geht auf und ab.

Die *matracas* sind ein paar Blocks entfernt. Vielleicht teilen sie sich gleich zwischen der Asphalt- und der Schotterstraße auf. *Traca-traca-traca-traca*, als würde es Mangos aufs Dach regnen. Don Dago sagt etwas mit lauterer Stimme: »Ist Ihr Reisepass in Ordnung, Don Chepe?«

Großvater beugt sich näher zu ihm. Abuelita ist den Tränen nahe.

»Ja«, sagt Großvater laut und bestimmt, blickt Don Dago direkt an. Sie sind fast gleich groß. Don Dago nur zwei oder drei Zentimeter größer.

»Órale«, erwidert Don Dago. Es ist das einzige Mal, dass ich ihn das habe sagen hören. »Nicht vergessen.«

Abuelita macht das Kreuzzeichen in der Luft und blickt zum Himmel, der vom Küchendach verdeckt ist. Sie flüstert etwas. Großvater tritt näher an Don Dago heran, und ich glaube, sie schütteln sich die Hände. Keiner von beiden lächelt. Niemand sagt etwas, und Don Dago kommt heraus und geht zu unserem Tor. Er bleibt stehen, wo Abuelita ihren Pupusa-Stand aufbaut, und dreht sich zu Großvater um. »Genau wie bei Pati, *don*. Ich rufe zwei Tage vorher an.« Dann geht er.

Die Römer kommen die Straße herunter und fragen nach Jesucristo, *traca-traca-traca-traca*. Sie gehen an Don Dago vorbei. Bleiben vor unserem Tor stehen – ich bin zu alt, um mich zu verstellen. Julia lacht über die Männer in ihrem Aufzug, die *matracas* sind so laut, als würde mit Schraubenschlüsseln auf eine Metaltür eingeschlagen.

Drei Tage sind vergangen, und Don Dago hat nicht wie versprochen angerufen.

»Kojoten lassen sich Zeit, wie Schildkröten, *tontito*«, sagt Mali, während sie uns in der Hängematte unter dem Avocadobaum neben Abuelitas Schlafzimmer hin und her schaukelt. Wir essen eine Schüssel grüne Mangos, die Mali in Stücke geschnitten, gesalzen und mit Limette und Salsa Perry beträufelt hat. »Die müssen auch die anderen Leute vorbereiten.«

Welche anderen Leute? Es ist das erste Mal, dass jemand andere Leute erwähnt. Ich dachte, Don Dago und ich würden allein losziehen, zusammen gehen, rennen, über den Zaun klettern, den ganzen weiten Weg bis zu Mama.

»Mach dir keine Sorgen, Chepito«, sagt Mali, steckt sich wieder ein knackiges Stück in den Mund und verzieht das Gesicht, als sie den sauren Limettensaft, vermischt mit der herben grünen Frucht, schmeckt. Aber ich *make* mir Sorgen. Was werden die Nonnen denken, wenn ich nicht wieder zur Schule komme? Werden sie die Polizei rufen?

Ich versuche, an andere Dinge zu denken, zum Beispiel daran, dass Jesús am Freitag gekreuzigt wurde und heute früh aufstanden ist. Großvater wird heute Mittag mit mir in die Kirche gehen, damit die Nonnen denken, dass ich noch ein guter Katholik bin. Wahrscheinlich wird er ihnen erzählen, dass sich meine Reise um ein paar Tage verschoben hat. Mali verhält sich seltsam. Alle verhalten sich seltsam.

An *Viernes Santo* sind Mali und ich zusammen mit den Eltern eines ihrer Exfreunde in die Hauptstadt gefahren. Sie besuchen uns noch immer von Zeit zu Zeit. Sie kommen in Don Pablitos blauem Pick-up von San Predo Nonualco, holen meine Großeltern ab und essen mit ihnen am Pier *cócteles de concha*. Manch-

mal nehmen sie uns mit zum Strand. Diesen Freitag sind sie mit Mali und mir nach San Salvador gefahren. Don Pablito hat uns die beste Pupusería gezeigt, die er kennt, die aber nur so mittel war, auf jeden Fall nicht besser als Abuelitas. Dann sind wir nach Los Planes de Renderos gefahren und haben den Sonnenuntergang an La Puerta del Diablo bewundert – zwei Orte, von denen ich so viel gehört hatte, wo ich aber nie gewesen war. Es war windig und kalt, und ich hab zum ersten Mal eine Zypresse gesehen.

Es war schön, Don Pablito und Doña Luisita wiederzusehen. Ich mag die beiden. Sie mögen Mali und hätten sich gewünscht, dass Marlon sie heiratet, statt zu seiner Ex zurückzukehren und nach Spanien zu ziehen. Don Pablito und Doña Luisita wirken glücklich und verhalten sich so, wie ich es mir bei meinen Großeltern wünschen würde. Sie teilen ihr Essen, ihre Getränke, sie umarmen sich, küssen sich und halten Händchen, obwohl sie alt sind!

Ich habe meine Großeltern noch nie Händchen halten sehen! Ich verstehe das irgendwie, denn als Großvater noch am Flughafen arbeitete, kam er, wenn er am nächsten Tag freihatte, immer betrunken nach Hause, nicht sehr, nur ein bisschen. Er zog sich frische Sachen an und ging über das Maisfeld zur Metallwerkstatt von El Cumero. Dort verbrachte er den ganzen Abend und trank. Kurz vor Mitternacht kam er zurück und hämmerte an die Küchentür. Manchmal öffnete Abuelita die Tür und stellte keine Fragen. Manchmal brach Großvater die Tür auf. Richtig zum Streit kam es, wenn er Musik hören wollte. Er drehte seinen Gettoblaster ganz laut. Abuelita schrie ihn an. Mama schrie ihn an. Er schrie zurück. Mali blieb mit mir im Bett. Lupe zog sich ein Kissen über den Kopf.

Einmal war es besonders schlimm, und ich musste weinen, nachdem er mit seiner Pistole auf Abuelita gezielt hatte. Ein anderes Mal warf Mama ihm einen Mixer auf die Füße. Der Mixer ging zu Bruch, und Großvater jagte mit seiner Machete hinter

ihr her. Ich denke nicht gern an diese Abende. Deshalb habe ich Angst vor ihm. Wahrscheinlich umarmt Abuelita ihn deshalb auch nicht. Großvater umarmt niemanden. Nicht mal mich.

»Mach dir keine Sorgen, Chepito«, sagt Mali wieder. Sie sieht mir an, dass ich schlechte Dinge denke. Sie gibt mir ein Stück Mango. Sie sind knackig, salzig, mundgerecht, genau wie ich sie mag.

»Außerdem«, fährt Mali fort, »wird Großvater in Guatemala noch bei dir sein.« Sie steckt sich das nächste Stück in den Mund. »Das ist schon ungefähr die Hälfte der Reise«, sagt sie mit vollem Mund und spuckt beinahe kleine grüne Stückchen aus.

Seit Don Dago am Donnerstag bei uns war, haben meine Eltern zweimal am Tag angerufen. Immer wenn der Sohn des Bäckers rüberkommt und sagt, Soundso ruft an, hoffe ich, dass es Don Dago ist. Ich glaube, Abuelita, Großvater, Mali, Lupe, sogar der kleinen Cousine Julia geht es genauso. Sie recken den Hals, um zu hören, welcher Name aus dem Mund des Bäckersohns kommt. Und wenn es nicht der Name von Don Dago ist, werden sie schlaff wie die Farne in Abuelitas Garten, wenn sie sie nicht gießt.

Zwischen La Bonitas Gebell ruft der Sohn des Bäckers von der Straße durch dicke, schwüle Luft: »Telefon!« Ich renne zu unserem Tor.

»Es ist Don Dago«, sagt er, als wäre es niemand Wichtiges. Ich schreie Don Dagos Namen aus voller Kehle, lauter als La Bonita. Großvater hört mich und kommt aus seinem Zimmer gestürmt, läuft zurück ins Haus, um Geld zu holen, damit er den Bäcker bezahlen kann.

»Ich hab's dir doch gesagt! Gehen wir, gehen wir!«, sagt Mali. Sie lächelt so breit, dass ihre Wangen fast ihre Augen zudrücken. Abuelita holt ihre Sachen. La Bonita hört auf zu bellen und läuft im Kreis.

Ich bin schon am Tor, als ich merke, dass ich noch die Schlüssel mit Mangos in der Hand halte, also renne ich zurück in die Küche, um sie abzustellen. Saft spritzt mir aufs Hemd. Es ist mir egal. Alle sind bereit. Lupe und Julia bleiben, um aufs Haus aufzupassen.

Im Wohnzimmer des Bäckers warten wir darauf, dass das beige Telefon klingelt.

Es klingelt einmal. Der Bäcker geht ran, reicht Großvater das Telefon. In weniger als dreißig Sekunden sagt Don Dago, was er zu sagen hat, und Großvater legt auf.

»Es ist so weit. *Gracias a Dios*«, sagt Großvater, während er das Telefon wieder an seinen Platz stellt und sich zu uns umdreht. »Zwei Tage.« Seine Stimme ist leiser als sonst, kurz davor zu brechen. Seine Worte fallen auf den Betonboden, seine Augen sind weit aufgerissen.

Zwei Tage! Ich fange an zu kreischen. Wirbele herum. Hüpfе auf der Stelle. Sage immer wieder: »Ich werde meine Eltern sehen! Ich werde meine Eltern sehen!« Tränen laufen mir über die Wangen. Es ist mir egal, dass die Kinder des Bäckers mich angucken. Ich bin so glücklich! Endlich passiert das, was ich mir so sehnlich wünsche.

Großvater muss mich festhalten, damit ich nicht gegen die Möbel des Bäckers stoße. »Warte«, sagte er, drückt seine Hände auf meine Schultern, um mich zu fixieren, seine dünnen Augenbrauen, sein vollkommen rechteckiges Gesicht dicht vor meinem. »Wir müssen deine Eltern anrufen.«

»Ja, ja klar«, stammele ich. Meine Schuhe fühlen sich an wie mit heißen Kohlen gefüllt. Ich kann nicht stillhalten. Es geht wirklich los. Meine Reise. *Die* Reise. Reise Reise Reise.

Das Erste, was Mama zu mir sagt, ist: »Endlich, Chepito!« Sie weint fast, ich weiß, dass sie glücklich ist, ich bin glücklich. Ihre Stimme wie ein nasser Gutenachtkuss auf meiner Stirn. Innig, wie eine Umarmung. Sie sagt noch mehr. Ich kann sie kaum verstehen. Papa sagt etwas Ähnliches. Seine Stimme, seine Stimme!

Ich werde endlich sehen, wie sie aus *seinem* Mund kommt. *Seinen* Schnurrbart berühren. *Seine* Haare.

»*Con la voluntad de Diosito en el cielo* wird alles, alles wie geplant verlaufen«, sagen beide. »Du schaffst das, wir sehen dich bald, Don Dago bringt dich sicher und schnell her. *Te queremos mucho, muchísimo.*«

Dann will Mama mit Großvater sprechen.

Er erzählt Mama, dass er und ich mit dem Bus nach San Salvador fahren, zum Terminal de Occidente. »Derselbe«, sagt Großvater zu ihr. »Mittags.« Seine Stimme ist wieder normal. Streng, als würde es ihn ärgern, dass er Details nennen muss.

Ich bekomme wieder den Hörer, und Mama und Papa erklären, dass ich mit sechs anderen Leuten reise. Dass alles gut wird. Dass bei ihnen Spielzeug und Anziehsachen auf mich warten. Ich kann fast Mamas Wärme spüren. Ihr Lachen, ihre Hände, ihre Ponyfransen in meinem Gesicht, wenn sie meine Wangen küsst. Ich kann fast Papa sehen, seine goldene Kette.

Meine Großeltern und Mali gehen zurück nach Hause, aber ich renne. Ich renne direkt zu meiner Schublade, wo ich die Fotoalben aufbewahre, die mir meine Eltern von da oben geschickt haben. Ich bringe Mali dazu, sie mit mir zusammen anzuschauen.

5. APRIL 1999

Heute war mein letzter Schultag, aber niemand weiß es. In der Schule hab ich geschrieben:

JOSÉ JAVIER ZAMORA

LUNES 5 DE ABRIL, 1999

Keine erfundenen Zahlen darunter. In der Pause bekam ich von meinen Lehrern die Aufgaben. Alle glauben, ich würde nur eine

Woche fehlen. Dass ich nächsten Montag zurück bin. Meine besten Freunde anzulügen ist einfacher, als ich dachte. Don Dago hat zu Großvater gesagt, dass ich absolut niemandem erzählen darf, dass ich weggehe. Meine Eltern haben mich gestern daran erinnert und heute wieder, als sie anriefen.

Aber keiner hat was davon gesagt, dass ich meine besten Freunde nicht nach der Schule zu mir nach Hause einladen darf, um ein letztes Mal mit meinen Spielsachen zu spielen. Mama hätte es nie erlaubt, solange ich nicht alle Hausaufgaben erledigt hätte, und zwar wirklich *alle*. Aber Mali und Abuelita sind anders, das waren sie schon immer.

Alejandro, Torito, Alán und Freddy sind von der Schule mit zu mir gekommen. Sie alle wissen, wie sehr ich meine Spielsachen liebe. Ich hole nie meine neuesten zum Spielen hervor, nicht einmal, wenn meine Familie zu Besuch ist. Selbst wenn der Präsident zu Besuch käme, würde ich sie nicht hervorholen. Sie sind mir heilig. Der Spider-Man, den mir Papa und Mama geschickt haben, als ich sieben wurde, steckt noch immer in seiner Verpackung. Hin und wieder öffne ich die Schachtel ein kleines Stück, damit ich ein wenig von La USA riechen kann: Es riecht so neu, frisch, nach nichts, was es hier gibt.

Aber weil es das letzte Mal ist bis zu meiner Rückkehr, dass ich meine Freunde sehe, zeige ich ihnen meine wertvollsten Schätze: einen Wolverine, der alle seine Gelenke bewegen kann, meinen Red Power Ranger, der auf Knopfdruck seinen Helm in sein echtes Gesicht verwandeln kann, mein ThunderCats-Lion-O-Schwert, das im Dunkeln leuchtet, und *den* Jurassic-Park-T.-Rex, der per Fernsteuerung läuft und brüllt. All diese Spielsachen hole ich nie, *niemals* hervor, wenn meine Freunde mich besuchen kommen. Ich bewahre sie in meiner »Bestes Spielzeug«-Schublade auf, für die nur Mali und ich den Schlüssel haben. Die Schublade, die auf mich wartet, bis ich zurückkomme – vielleicht an Weihnachten. Ich *werde* zurückkommen, nicht wie meine an-

deren Freunde, die nach La USA gegangen und dort geblieben sind.

Alejandro ist zwei Jahre älter als ich. Er ist mein bester Freund. Wir sind in derselben Klasse, weil er zweimal sitzen geblieben ist. Er ist fast wie ein großer Bruder. Bloß dass ich schlauer bin. Ich schenke ihm meinen Classic Batman, mit dem ich nicht mehr spiele.

»*Vieja*, Javier, wieso?«, sagt er mit seiner brüchigen Stimme, zuckt mit den Schultern, wie er das immer macht, wenn er im Unterricht Fragen stellt.

»Meine Eltern haben gesagt, ich soll mal was Nettes tun. *Und*«, schiebe ich nach, damit es echt klingt, »*und* unsere Mamas waren beste Freundinnen.« Das stimmt auch, aber sie sprechen eigentlich nicht mehr miteinander, seit Mama weg ist. Er nickt und umarmt mich.

Das Gleiche mache ich mit den anderen drei, indem ich die Lüge wiederhole, meine Eltern würden wollen, dass ich etwas Nettes für meine Freunde tue. Torito schenke ich meinen Blue Power Ranger mit dem gebrochenen Arm. Manchmal wird Torito eifersüchtig, wenn ich den ersten Platz belege. Vielleicht gewinnt er jetzt, wo ich fortgehe.

Alán spielt besser Fußball als ich. Er hat mir beigebracht, wie man den Ball anschneidet, und er mag Autos – sein Papa fährt einen Sattelschlepper wie Erik Estrada in *Dos Mujeres, Un Camino* – deshalb schenke ich ihm einen roten Hot Wheels Truck.

Freddy, der nie Lust hat, Räuber und Gendarm zu spielen, schenke ich eine Robin-Actionfigur aus *Batman Forever*. Robins Cape fehlt.

Keiner schöpft irgendwie Verdacht. Falls doch, so sagen sie jedenfalls nicht viel. Ich fühle mich wieder wie James Bond, der Informationen geheim hält. Sie gehen, und ich verabschiede mich ganz normal.

Es ist jetzt spät. Mali und ich sind da, wo wir immer vor und

nach dem Abendessen sind: in ihrem Bett, und blicken durchs Oberlicht in den Himmel. Der Mond ist halb voll.

»Wirst du deine Freunde vermissen?«, fragt Mali. Es ist nach dem Abendessen, und wir sind pappsatt von Abuelitas *yucca frita*, meinem Lieblingssessen. Heute Morgen hat sie versprochen, es zu kochen, nachdem sie mich gefragt hatte, was ich mir zum Abendessen wünsche. Sie hat versprochen, es besonders lecker zu machen, und das hat sie auch. Es gab gebratenen Fisch dazu, hart gekochte Eier und *queso duro* obendrauf, alles zusammen. Und wie Abuelita nun mal so ist, hat sie auch noch meine Lieblings-Pupusas gemacht: mit Bohnen, Käse und *loroco*.

»Ja«, sage ich zu Mali und rutsche näher an sie heran. Ich glaube, ich meine das ehrlich. Ich *werde* meine Freunde vermissen. »Aber ich komme ja zu Besuch wieder.«

»Wehe, wenn nicht«, sagt sie und legt den Arm um mich. Ihre Haut ist klebrig von der schwülen Luft.

»Schon wieder?«, fragt Mali, die eines der Fotoalben in der Hand hält, das wir uns erst gestern angeguckt und auf der Kommode neben dem Bett liegen gelassen haben.

Ich nicke. Es ist das kleine gelbe Album, auf dem *Kodak* steht und ein Foto von der Golden Gate Bridge abgedruckt ist. Als sie sich neben mich setzt, wird mir klar, dass die Alben hierbleiben werden, genau wie meine Spielsachen, die Früchte oben an den Bäumen, La Bonita, meine Freunde, meine Katze, mein Wellensittich und meine ganze Familie.

Wir blättern das Album durch, aber es fühlt sich anders an. Wir verharren bei einem Foto von Papa vor einem Garten. Auf der Rückseite steht: *Das ist einer der Gärten, die ich angelegt habe*. Er steht aufrecht da, sein dicker Schnurrbart, seine starken Muskeln und seine Goldkette. Er hat die Hände auf die Hüften gestemmt wie Superman, nachdem er jemanden gerettet hat.

Ich kann mich nicht erinnern, je seine Haut berührt zu haben. Es gibt Fotos von uns beiden, ich auf seinen Schultern oder auf

seinen Armen. Auf einem Foto trägt er ein Fußballtrikot, und wir stehen auf einem Fußballplatz – er wird gleich spielen oder hat gerade gespielt. Ich habe seine Stimme schon oft gehört, ich kann sie aus einer Menge heraushören, aber bald werde ich ihm endlich begegnen.

Mali und ich sitzen auf dem Bett, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Draußen ist es stockdunkel. Die Fledermäuse flattern, alle Sterne sind zu sehen, ihr Licht wetteifert mit dem des Mondes.

»Lass uns durchs Oberlicht die Sterne anschauen«, sage ich. Unsere Arme berühren sich. Mali gibt mir einen Kuss auf die Stirn. Als ich ihre Berührung spüre, die Fältchen ihrer Lippen, werde ich traurig. Ich hätte nicht gedacht, dass ich traurig werden würde. Ich habe mich so auf meine Abreise gefreut. Dass wir hier sitzen und zu den Sternen hinaufschauen, könnte für lange Zeit das letzte Mal sein. Ich achte auf ihre Atmung. Ich versuche, im selben Takt zu atmen. Aber jetzt würde ich gerne fluchen, ich würde so gerne so schlimm fluchen, dass die Nonnen mich zur Strafe tausend Ave-Maria beten lassen. Aber ich tu's nicht. Ich bleibe still. Ich schlucke es runter wie einen großen Schluck Hustensaft. Wir zählen die Sterne.

6. APRIL 1999

Der Morgen dämmt – indigoblau wie damals, als Mama fortging. Mali küsst mich wach, und ich muss mich fertig machen. Die Hähne krähen, La Bonita bellt, die Vögel singen, die Welt erwacht. Die Sterne gehen einer nach dem anderen aus.

Am Brunnen fülle ich einen Eimer mit Wasser und wasche mich. Großvater hat sich schon gewaschen. Abuelita trocknet mich ab. Mali bügelt meine Kleidung, die wir vorher ausgesucht haben: ein schönes Hemd, dunkelblau. Dunkelblaue Jeans. Schwarzer Gürtel. Feste schwarze Schuhe.